

Eva

Aus einer glücklichen Kindheit

von

Josefa Metz



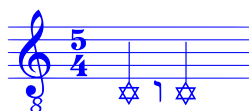
+

Noten für das Stück

Voskobari 734

für

klassische Gitarre



Coverbild: Annelie Weinberger

© 2026 Musikverlag Ulrich Greve

Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg

Website: <https://ulrich-greve.eu>

UG 1305

EVA

Aus einer glücklichen Kindheit

Von JOSEFA METZ

1937

Vorwort

Ich liebe keine Vorworte. Wenn ich nun doch eins hierhersetze, geschieht es aus einem Gefühl der Dankbarkeit. Ich möchte dem kleinen Mädchen dafür danken, dass es zu mir gekommen ist, um mich hinwegzuführen aus der schweren Gegenwart in eine leichtbeschwingte Vergangenheit. Es gab mir die Freude an der Arbeit zurück. So schrieb ich dieses Buch wie keins vorher voll Liebe und Glück. Und ich hoffe, dass Eva denen, die sie kennen lernen, auch ein wenig gibt, keine großen Schätze, ein Lächeln vielleicht oder eine Träne. So reiche sie denn ihre kleine Hand denen, die ihr auf kurze Zeit folgen wollen in den Garten der Kindheit, in dem vielleicht mancher ein Plätzchen findet, das ihm bekannt vorkommt.

Josefa Metz

Eva kommt an

„Ein reizendes kleines Mädchen“, sagte die Hebamme. „Ein kräftiges Kind“, die neue Großmutter.

Die jungen Eltern hatten sich eigentlich als erstes Kind einen Sohn gewünscht, aber nun waren sie mit dem Töchterchen sehr einverstanden, und hatten es schon ganz vergessen, dass es eigentlich ein Junge sein sollte.

„Mädchen sind was Hübsches“, meinte der Großpapa, und fügte hinzu: „Sie soll ein froher Mensch werden.“

„Dann muss sie nach dir schlagen“, lächelte sein Sohn.

Die junge Mutter flüsterte dem Kindchen in ihrem Arm zu: „Mein Kind, mein Kind.“

Ja, alle waren sie glücklich, denn ein Kind ist ein Geschenk Gottes und eine Gewähr dafür, dass es sein Wille ist, diese Familie weiter bestehen zu lassen. Ein Kind ist nicht nur die Fortsetzung von einem selbst, sondern die Zusammensetzung von sich und dem andern Menschen, den man liebt. Zugleich ist es aber etwas für sich Bestehendes, eine neue kleine Welt. Und wenn man das Kind erziehen und belehren kann, so belehrt das Kind wieder seine Eltern, es macht sie vertraut mit neuem Gebiet, das sich weitet von Tag zu Tag.

Jeder der Beteiligten an dem Erscheinen des kleinen Mädchens, sei es nun Vater, Mutter, Großvater oder Großmutter, begann einen neuen Lebensraum zu träumen, jedem erwuchs eine neue Hoffnung: Das Kind. Das Leben bekam einen ganz anderen Schwung, es verdoppelte sich. Und wenn man vielleicht gedacht hatte, Herrscher zu sein in seinem Reich, so war dieser Gedanke jetzt hinfällig: Das Kind bewegte einen kleinen, rosigen, nassen Daumen, und eine Schar erwachsener Menschen wurde zu willigen Untertanen, die sich diesem Szepter beugten.

An ihrem Hochzeitstage hatte Frau Hanna Mai nicht inbrünstiger gebetet als an dem Tage, da sie zum ersten Male nach der Geburt des Kindes im Tempel war, um den Segen zu empfangen. Sie konnte das, wofür sie Gott danken und um das sie ihn bitten wollte, nicht in Worte fassen, denn Worte wären viel zu arm gewesen, um alles auszudrücken, was sie bewegte. Eine Welt war ihr geschenkt worden, wer war reicher als sie? Eine Welt hatte sie zu hüten. Wer wäre verantwortungsvoller gewesen als sie? Nie vorher hatte sie den Begriff „Mutter“ so erfassen können, wie jetzt, da er für sie Erlebnis geworden war. Sie blickte auf die anderen Mütter rings umher, sie erschienen ihr in einem neuen Licht, und sie fühlte sich ihnen enger verbunden als je vorher, auch wenn sie ihre Freundinnen gewesen waren von Kind auf.

Als sie Gott gedankt hatte, gelobte sie ihrem kleinen Mädchen, alles zu tun, um es zu einem glücklichen Menschen zu machen.

Als sie im Vorraum der Synagoge mit ihrem Manne zusammentraf, reichten sich beide die Hand und sahen sich fest und innig an. Das war auch ein Gelöbnis, eines, von dem man nicht zu sprechen brauchte, und es war ein Dank von einem zum andern. —

Eva wurde sie genannt. Auf ihrem Kahlköpfchen strebte ein hellbraunes Lockenpinselchen empor. Ihre Haut war glatt und sie hatte rosige Bäckchen. Sie war ein hübsches Kind und wog — allerhand für ein Mädchen — 7 ½ Pfund. In gerader Linie wuchs sie weiter, fing mit 10 Monaten an zu laufen und konnte mit 11 Monaten Pap und Mam sagen. Sie bekam zur rechten Zeit die ersten Zähne, überwand später Masern und Bräune, und war ein vergnügtes Menschlein.

Natürlich wurde sie von allen sehr verwöhnt, und was sie tat, war wunderschön, auch wenn es das nicht war. Als der Papa ihr für eine Ungezogenheit einmal in Gegenwart des Großvaters einen Klaps gab, sagte der Großpapa: „Wie kann man nur so gewalttätig sein! Wenn ich das gewusst hätte, würde ich dich gar nicht in die Welt gesetzt haben.“

„Dann wäre Evchen ja auch nicht da“, meinte sein Sohn. —

Eva kam in den Kindergarten. Als sie zum ersten Male diese Bezeichnung hörte, fragte sie: „Wachsen da Kinder?“

Sie fand es sehr hübsch, mit so vielen kleinen Kameraden zusammen zu sein, es war etwas ganz Neues für sie, die bisher immer unter Erwachsenen gewesen war. Ganz besonders schloss sie sich an Ruth Beermann an, ein zartes stilles Kind.

Hier spielte man nun: „Ein Mückchen flog im Sonnenschein“, und „Dornröschen war ein schönes Kind“. Am liebsten war ihnen aber das Spiel vom Brückenbau mit Durchkriechen.

Von den Jungen gefiel Eva Hänschen Mohr am allerbesten. Er war schon ein „Großer“, sollte Ostern in die Schule kommen. Seine blanken braunen Haare waren schräg gescheitelt, was sehr erwachsen aussah, und er hatte blitzblaue Augen. Er erzählte spannend aus der Praxis seines Papa, der Zahnarzt war, und er sagte freundlich zu Eva: „Mein Papa zieht dir sehr gern mal einen Zahn, und dann darfst du soviel spucken, wie du willst, immer in die blaue Schale rein.“ Dann erzählte er allerlei Geheimnisvolles von einer merkwürdigen Bohrmaschine, vor der man so schreckliche Angst hatte und immer dachte, gleich tut sie furchtbar weh. Aber sie tat eigentlich gar nicht weh, sie schnurrte nur so bedrohlich. Eines Tages sagte er: „Gehste mal nachher mit mir nach Hause, Evchen? dann zeige ich dir alles.“

„Ich werd’ doch abgeholt“, meinte Eva.

„Das macht nix, ich bring dich dann schon.“

Und Eva, umgekehrt, wie ihre Namensschwester im Paradies, ließ sich durch Adam vom geraden Weg abbringen, nicht durch einen Apfel, sondern durch eine Zahnbohrmaschine. Und Hand in Hand mit Hänschen Mohr verließ sie freiwillig den Garten Eden der Kleinkinderzeit, um ihrer ersten Sünde entgegenzugehen. —

In Hänschen Mohrs Wohnung roch es ganz sonderbar, aber durch diesen fremden Geruch hindurch drang ein anderer, Eva bekannter, nämlich der von Kartoffelpuffern. Als Hänschen Eva die bedrohliche Maschine zeigen wollte, erwies es sich, dass sie gerade im Betrieb war, so dass sie sie nicht sehen, aber doch wenigstens hören konnten, als sie an der Tür lauschten. Dann zog Hänschen Eva in die Küche, wo seine Mutter eben mit dem Backen der Kartoffelpuffer beschäftigt war, deren Duft den Zahnarztgeruch besiegt hatte.

Hänschen schob Eva seiner Mutter zu und sagte: „Dies ist Evchen aus dem Kindergarten.“

Und dann gab Eva Frau Mohr die Hand, machte einen, schönen Knicks und sagte „Guten Tag“.

„Du bist ein liebes Kind“, meinte Frau Mohr, und strich ihr freundlich über das etwas buschige braune Haar. Dann fragte sie: „Magst du wohl einen Kartoffelpuffer?“

Den mochte Eva schrecklich gern. „Bitte danke schön, den esse ich am allerliebsten“, sagte sie. Und sie und Hänschen bissen in die heißen, gut durchgebackenen Kartoffelpuffer, dass es nur so krachte. Nun brachte Hänschen sie, wie er versprochen hatte, nach Hause.

Hier aber überkam Eva, die nur selten gestraft wurde, ein merkwürdiges Angstgefühl. Es war schon Zeit zum Mittagessen, und sie wusste, dass es unrecht gewesen war, mit Hänschen gegangen zu sein.

Als Minna, die Köchin, sie sah, rief sie: „Da bist du ja! Wo warst du denn?, der ganze Braten ist mir um dich angebrannt!“ Und nun kam Mama ihr ganz aufgeregt entgegen, zog sie ins Zimmer und fragte auch: „Aber Evchen, wo warst du denn? Minna war beim Kindergarten und wollte dich abholen und da wusste niemand etwas von dir. Wir haben uns so geängstigt.“

Das merkwürdige Gefühl stieg jetzt in Eva hoch, ließ sie alle guten Vorsätze über den Haufen werfen und ihre erste Lüge hervorbringen. „Ich war bloß ein bisschen in den Garten gegangen.“ Blutübergossen stand sie da und wagte nicht die Mama anzusehen. Die Mutter setzte sich in einen Sessel, stellte ihr kleines Mädchen vor sich hin und sagte sehr ernst: „Es steht auf deiner Stirn geschrieben, dass du lügst.“

Da fiel etwas in Eva zusammen. Etwas, das bisher in ihr herumgeflattert war, wie ein schöner leichter Schmetterling, den nun eine dunkle Hand überdeckte, und plötzlich liefen dicke Tränen über ihre Bäckchen, und, ohne einen Laut von sich zu geben, legte sie ihren Kopf in Mamas Schoß. Einen Augenblick war es ganz still, aber es war den beiden, als ob ihre Herzen so laut klopfen, dass man es hören konnte. Die Mutter zog ihr kleines Mädchen fest an sich, und, ohne dass Eva es merkte, weinte auch sie. Sie weinte noch aus der Angst um ihr Kind

heraus, und sie weinte, weil ihr Kind zum ersten Male gelogen hatte. Es war eine kleine, aber immerhin eine bewusste Lüge. Hinter Evas Rücken trocknete sie schnell ihre Augen, ließ dann das Kind aus den Armen und fragte: „Nun Evchen?“

Eva zitterte, sie konnte nicht antworten. Sie schluchzte und schluckte, aber dann warf sie energisch den Haarschopf zurück und sagte: „Nie wieder!“

Die Mama küsste sie. Mit einem letzten Tränchen fragte Eva: „Nun sieht man doch die Lüge nicht mehr auf meiner Stirn, nicht Mama?“ Und dann erzählte sie, wie alles gekommen war, dass sie sich nichts Böses dabei gedacht hätte, und der Kartoffelpuffer von Frau Mohr wäre fast noch schöner gewesen, wie die von zu Hause, und ob sie Hänschen Mohr nicht mal einladen dürfte. Er trinke sehr gerne Schokolade und möchte am liebsten Gußzwiebäcke essen.

Damit war ihre erste Lüge verwunden, aber nicht vergessen. Und ihre ganze Kinderzeit hindurch nahm Eva sich vor der zweiten sehr in acht.

Die Eltern

Die Eltern liebten sich, wie nur aufrichtige und gütige Menschen sich lieben: wahr und innig. Wenn Eva sah, wie der Vater die Mutter küsste, indem er mit beiden Händen ihren Kopf umfasste und ihr einen Kuss auf die Stirn gab, empfand sie ein fast andächtiges und heiliges Gefühl. Es war ihr zu Mute wie etwa beim Entzünden der Sabbathlichter, ohne dass sie einen Zusammenhang finden konnte. Und wenn sie auch noch ein kleines Mädchen war, das nichts von der Welt kannte als den Umkreis weniger Menschen, so empfand sie doch, dass sich da zwei Naturen zusammengeschlossen hatten, die ein Ganzes bildeten, und sie war dankbar, dass dieses Ganze ihre Eltern waren. „Wenn ich mal heirate, will ich einen Mann heiraten, der so ist wie Papa,“ pflegte sie zu sagen, „und ein bisschen auch wie Großpapa“, setzte sie dann hinzu. „Und wenn ich groß bin, will ich so sein wie Mama, und ich will auch ein kleines Mädchen haben, aber das muss ganz anders aussehen wie ich.“ Eva fand sich nicht schön. Wenn sie in den Spiegel sah, sagte sie zuweilen: „Pfui wie hässlich“, trotzdem sie ein wirklich hübsches Kind war, aber sie war nun mal nicht ihr Geschmack.

Evas Vater, Rechtsanwalt May, hatte seine Hauptklientel auf dem Lande und musste viele Fälle von Grenzstreitigkeiten bearbeiten. Meistens riet er von Prozessen ab und brachte es zum Vergleich, und die Leute sagten: „Hei is 'n gemeinen Mann“, womit sie bezeichnen wollten, dass er ein einfacher Mensch war, der gut mit den Leuten aus dem Volke umzugehen wusste. Einmal kam ein alter Bauer zu ihm, der sich scheiden lassen wollte. „Aber Vatter“, sagte Rechtsanwalt May auf Plattdeutsch, „warum willst sei sich denn noch scheiden loten, sei hewt ja doch all Ihre goldene Hochtitt feiert“. „Dat soll wohl sin“, meinte der Alte, „aber Sei weiten gor nich, Herr Rechtsanwalt, wat man sich in so 'ne lange Tid tauwedder wird“. (Sie wissen gar nicht, wie man sich in einer so langen Zeit zuwider wird.) Nun redete ihm der Rechtsanwalt gut zu und meinte, mit ein bisschen gutem Willen würde es wohl weitergehen. „Ick komm dann ook tau Ihre diamantene Hochtitt mit 'n grauten Blumenstrauß“, versprach er.

Und richtig, der alte Mann ließ sich zureden und feierte tatsächlich noch die diamantene Hochzeit.

Frau May hatte auch mit Bauern zu tun, und zwar auf dem Wochenmarkt. Dorthin ging sie stets und kaufte ein, sprach Plattdeutsch mit den Leuten und stand mit allen auf's Beste. Sie trugen ihr dann die gekauften Sachen nach Marktschluss ins Haus, und bekamen eine Tasse Kaffee mit einem Brötchen oder einem Stück Kuchen. Wenn sie dann genügend Kaffee getrunken hatten, stellten sie den Tassenkopf umgekehrt auf die Untertasse, legten den Löffel obenauf als Zeichen, dass sie nun genug hätten und sagten: „Ick segg ook veelmals danke, un denn bet taum nächsten Mal, adjüs ok.“

Frau Hanna May war sehr hübsch, hatte ein feingeschnittenes Gesicht, von hellbraunem Haar umrahmt, und stahlblaue Augen, eine graziöse Figur und bewegte sich mit Anmut. Sie verstand es, sich mit wenigen Mitteln geschmackvoll zu kleiden, und wenn sie in einem neuen hübschen Kleid zu Eva kam, sagte diese jedes Mal: „So schön warst du aber noch nie, Mama.“

Einmal fragte jemand taktlos, wen sie lieber habe, den Vater oder die Mutter, worauf sie erstaunt antwortete: „Die gehören doch zusammen.“

Die Eltern liebten ihr kleines Mädchen mit der zärtlichsten Liebe, wenngleich sie nicht so verblendet waren, sie für etwas Besonderes zu halten und ihre Fehler und Schwächen einsahen. Aber sie hätten sie in keinem Teil anders haben mögen, wie sie gerade war. Und die drei waren so innig miteinander verbunden, dass man sie sich nicht getrennt vorstellen konnte.

Frau Hanna May betätigte sich in der Gemeinde als Armenpflegerin. Sie verwaltete dieses selbstgewählte Amt mit Hingabe, aber sie pflückte nicht immer Rosen dabei. Da gab es Querköpfe, die oft gerade das nicht wollten, was man für richtig hielt. Da gab es andere, die sich stets gekränkt fühlten und immer wieder erzählten, dass es ihnen nicht an der Wiege gesungen wäre, dass sie einmal Almosen annehmen müssten. Frau Hanna May kam im Allgemeinen gut mit ihnen aus, aber manchmal seufzte sie doch auf. Bevorzugt wurde niemand, doch gab es natürlich ein paar Lieblinge unter den Armen. Da war besonders der alte Gabriel Knopf, der zu sagen pflegte: „Meine Mutter wollt', dass ich nach 'nem Engel heiß, mein Vater

wollte lieber 'n Erzvater als Paten für mich. Der Engel hat gesiegt, aber wenn meine Mutter selig gewusst hätt', dass ich so krumme Beine kriegen würd', hätt' se vielleicht doch dem Vater den Willen getan.“

„Glauben Sie denn, dass die Erzväter krumme Beine hatten?“ fragte lächelnd Frau May.

„Eher doch als die Engel.“

Gabriel nannte Frau Hanna das „Mailüfterl“ und fand, der Name passe gut auf sie, denn wenn sie käme, wär' einem immer, als ob der Frühling komme. Er war mit allem zufrieden, sagte sogar: „Was, die schöne Hose für mich?! Geben Se se lieber einem, der auf Freiersfüßen geht und den man von alle Seiten bekuckt, bei mir darf ruhig 'n anderer Hosenboden drin sein.“ Er bekam auch das Essen aus der Gemeinde, und da meinte er wieder: „Ich will ja nich sagen, dass das Essen von de andere Leut' schlechter wär', aber das von de Frau May is mit Liebe gekocht.“

Das Gegenstück von Gabriel Knopf war Herr Leo Leffmann. Er hätte eine Familie, Frau und zwei Kinder, zu ernähren gehabt, aber er brachte es nicht fertig. Immer wieder versuchte Frau Hanna, ihm eine Stelle zu verschaffen und immer wieder scheiterte es an seiner Überheblichkeit und Unbeständigkeit. Eines Tages hatte sie nun wieder etwas für ihn und ging hin, um mit ihm zu sprechen.

„Komm, Evchen“, sagte sie zu Eva, die am Boden auf dem Bauch lag und las, eine Lieblingsposition von ihr. „Komm, du kannst mal mitgehen zu meinen Armen, du sollst mal sehen, dass es nicht alle so gut haben wie du.“

„Das weiß ich auch so“ gab Eva zur Antwort, „und ich les' doch grad' ,Hans Huckebein, der Unglücksrabe', das is so riesig ulkig“.

„Zu Unglücksrabben werden wir auch kommen, nur, dass sie nicht riesig ulkig sind“, meinte die Mama.

Seufzend klappte Eva das große Wilhelm-Busch-Album zu, erhob sich und sagte: „Ich hab' Leibweh vom Lesen.“

„Das glaub' ich, wenn du dich dabei so hinlegst.“

„Aber da kann man alles viel besser verstehen, als wenn man richtig sitzt.“ Dagegen war nichts einzuwenden.

Sie traten nun ihren Weg an und gingen zunächst zu Leffmanns. „Entschuldigen Sie vielmals, Frau Doktor, aber mein Mann ist leider nicht zu Hause“, sagte die zarte, kleine, vergrämt aussehende Frau.

„Hat er meinen Brief bekommen?“

„Ja, bekommen hat er ihn ...“

„Na?“ fragte Frau May, der nichts Gutes ahnte.

Frau Leffmann fing an zu weinen.

„Was ist denn?“

„Ach, Frau Doktor, Sie kennen ihn ja.“

„Gewiss kenn' ich ihn, also sagen Sie mir nur alles.“

„Er hat gesagt.... gesagt für'n Hausdiener wär' er nicht geboren, das läg' ihm nicht.“

Frau Hanna wurde rot vor Ärger: „So, also diese gute Stellung will er mal wieder nicht, weil sie ihm nicht fein genug ist. Er will lieber weiter herumlungern und seine Frau und seine Kinder verkommen lassen.“

„Nein, Frau Doktor, —“ die kleine Frau fuhr hoch, — „nein, verkommen lassen will er uns nicht, denn er ist ein guter Mann und 'n guter Vater, und verkommen tun wir auch nicht. Sehn Sie sich meine Kinder an!“ Sie hob ein Kind aus dem Kinderwagen, zog ein andres aus einer Ecke, in die es sich verkrochen hatte, und zeigte sie Frau May. „Sehen Sie, sie sind sauber und so weit auch gesund, nur 'n bisschen zart.“

„Darf ich wohl mit ihnen spielen?“ fragte Eva, „sie sind so niedlich.“

„Ja, spiel' nur mit ihnen“, sagte ihre Mutter, streichelte das Kleinste und setzte es wieder in den Wagen, während Frau Leffmann dem anderen nachdrücklich die Nase putzte. Und während Eva nun mit den Kindern spielte, nahm ihre Mutter Frau Leffmann in den Arm und sagte: „Dass Sie eine ordentliche Frau und Mutter sind, wissen wir alle, aber Ihrem Mann gegenüber sind Sie zu schwach.“

„Frau Doktor, er is mein Mann und er ist der Vater von meinen Kindern, und.... und ich hab'n doch lieb...“

Das war so einfach, menschlich und weiblich gesagt, dass Frau Hanna nichts dagegen einwenden konnte.

„Sieh mal, Mama“, rief Eva da, „das kleine Mädchen hat sowas Reizendes in der Backe, wenn es lacht.“

Ihre Mutter sah hin. „Ein Grübchen nennt man das“, und dann: „Ihre Kinder sind wirklich sehr hübsch, Frau Leffmann.“

Frau Leffmann strahlte: „Gott soll sie nur gesund erhalten, das ist die Hauptsache.“

„O, kuck mal, Mama“, rief Eva wieder, „der kleine Junge lutscht an meinem Finger, gerad', als ob ich sein Fläschchen wäre.“

„Dann muss ich es ihm jetzt gleich geben“, sagte Frau Leffmann und nahm schnell ein Fläschchen aus einem Topf mit warmem Wasser.

„Darf ich, darf ich?“ bettelte Eva. Frau Leffmann zeigte ihr, wie es gemacht wurde, und da sie sich geschickt anstellte, durfte sie es.

„Also, was nun?“ fragte indessen ihre Mutter.

Frau Leffmann zuckte die Achseln. Dann, indem sie mit sich selbst zu kämpfen schien: „Ich wills Ihnen nur sagen, Frau Doktor, was er möcht'. Da ist doch jetzt so'n Theater hier, Varieté nennen sie's, und sie sagen alle, dafür wär' die Stadt zu klein, und es wär' 'ne aufgelegte Pleite. Vor dem steht abends ein Portier in einem blauen Rock mit Silberborte, und, sehn Sie, Frau Doktor, so'n Portier im blauen Rock mit Silberborte möcht' er sein und abends dastehen und die Leute empfangen.“

Da seufzte Frau Hanna, stand auf und sagte: „Da kann man nichts machen.“

„Seien Sie nicht böse, Frau Doktor, ich kann nichts dafür, und mein Mann kann doch schließlich auch nichts dafür, er hat nun mal den Sinn für's Höhere.“

„Mama“, sagte Eva auf der Straße, „sie hat doch so nette Kinder, da würd' ich mich gar nicht mehr um den ekligen Kerl kümmern.“

Frau May sah ihre Tochter erstaunt an: „Wie kommst du darauf, Eva?“

„Och, ich hab das doch gemerkt, und der Leffmann, der soll doch überhaupt so'n fauler Kopp sein, das weiß ich von Röschen, und du hast doch immer so'ne Last mit ihm, lass 'n doch laufen.“

Frau Hanna war sehr erstaunt, sie hatte nicht geahnt, dass Eva nur im geringsten über ihre Armenangelegenheiten unterrichtet sei.

„Er ist ganz gewiss ein schwieriger Fall, aber ein fauler Kopp ist er ja nun gerade nicht, Eva. Und laufen lassen darf man keinen Menschen, auch, wenn er einem noch soviel Last macht. Jeder hat seine Fehler, wir alle, und darum müssen wir uns gegenseitig helfen, die Fehler loszuwerden.“

„So, so“, meinte Eva und dachte ein wenig nach, „aber hat Herr Leffmann dir vielleicht schon mal geholfen, deine Fehler loszuwerden?“ Und dann, indem sie sich an die Mutter schmiegte: „Du hast ja aber überhaupt keine.“

„Meinst du?“ fragte die Mutter lächelnd, „ich glaube, du irrst dich. Aber nun gehen wir zum alten Knopf, da erleben wir mehr Freude“. Und dorthin gingen sie nun.

In dem kleinen, sauberen Stübchen des alten Knopf stand ein kleiner verbeulter Koffer auf dem Tisch, während ein paar Sachen umherlagen, die scheinbar eingepackt werden sollten. „Ah, da weht's Mailüfterl herein“, begrüßte er freudig Frau Hanna. „Und da hat's noch ein kleines Lüftelchen mitgebracht! Bitte, meine Damen, nehmen Sie Platz.“ Und er räumte einen Stuhl und einen Schemel ab, die mit allerhand Kram bedeckt waren.

„Lassen Sie sich nicht stören, Herr Knopf, ich wollt' nur mal Guten Tag sagen. Sie wollen wohl verreisen?“

Herr Knopf lächelte geheimnisvoll: „Ich pack' für alle Fälle mal zusammen, was ich so hab' und nich immer brauch'. Denn es kann doch auf einmal kommen, und dann bin ich gleich fertig. Sie wissen doch, Frau Doktor, mit ... mit das Heilige Land.“

Ja, sie wusste es. Er hatte es ihr einmal anvertraut, dass er hoffe, auf irgendeine Weise einmal nach Jerusalem zu kommen. Er hatte gesagt: „Wer kann wissen? Niemand kann wissen, ob nicht doch mal jemand kommt, der fragt: Woll'n Sie mit?“

Da lass ich mich nicht zweimal fragen. Wenn ich auch weiß, dass ich nicht grad' in de Höhle Machpela beigesezt werde bei dem Erzvater Abraham und seine Mischpoche, se graben mich doch in heilige Erde ein, wenn ich, so Gott will, noch lange nicht, sterben sollt'." Seine Sprechweise, seine geographischen und ethnologischen Begriffe waren nicht ganz auf der Höhe, aber er war in seiner Art eine Persönlichkeit und ein wirklich gütiger Mensch. Er hatte noch hinzugefügt: „Und nachher bei der Auferstehung, Frau Doktor, wissen Se, da bin ich dann doch näher dran.“ Unter dem „näher dran“ hatte er wohl den Begriff des Jenseits verstanden, in das er schneller hinüberkomme von dem heiligen Boden aus. Aber sonst gab er sich gar nicht gern mit dem Jenseits ab, denn er war dem Leben noch recht zugewandt und sozusagen ein Genießer. So bemerkte er jetzt: „Großartig war gestern der Blumenkohl mit die weiße Soße, Frau Doktor, und Preißelbeeren ess' ich für mein Leben gern, da schwitzt man so schön drauf.“ Eva hatte er die Hand geküsst und gesagt: „Wie 'ne Prinzess' ist das kleine Mailüftelchen, und 'ner Prinzeß' küsst 'n Kavalier die Hand, und bin ich vielleicht kein Kavalier?“ Dann zog er eine Kommodenschublade auf und nahm ein in vergilbtes Papier gewickeltes Päckchen heraus: „Glaubst de vielleicht, Prinzesschen, der alte Knopf hätt' gar nichts für so'n feinen Besuch? Er hat was.“ Und aus dem vergilbten, zerknitterten Papier wickelte er eine kleine nackte Porzellanbadepuppe aus und überreichte sie Eva mit einer Verbeugung.

„Die soll ich haben?“ fragte Eva erstaunt, „wie nett, danke vielmals.“

„Die hat lang' drauf gewartet, so 'ne kleine Mama zu bekommen. Wissen Se, wo ich die herhab', Frau Doktor? Erschossen hab' ich se mir.“

„Was?“ fragten Mutter und Tochter zu gleicher Zeit.

„Als ich jung war, war ich nämlich mal n' guter Schütz, aber später, da verging einem das Schießen, und dann gab's auch gar keine Gelegenheit mehr. Da bin ich denn mal auf die Kirmes gegangen, und hab' mich an'n Schießstand gestellt und zugesehen, wie die Leut' nach 'm Ziel geschossen haben und nix getroffen. Sagt da so'n schönes kleines Fräulein mit 'm grünen Hut und 'ner roten Taille zu mir: „Na, mein Herr, woll'n Sie nich

auch mal Ihr Glück versuchen?“ „Sag ich: Wenn Sie an mein Glück haben, Fräuleinchen, ich glaub' nicht dran.“ Sagt sie: „Nur Mut, die Sache wird schon schief gehen.“ „Schief?! Da sind Sie falsch orientiert über mir. Geben Sie her.“ Damit nehm' ich auch schon die Büchse, ziel' . . . und was soll ich Ihnen sagen, ich treff' und gewinn' den Badeengel. Sagt das Fräulein: „Sehnse wohl, da haben Sie die zukünftige Frau Gemahlin gewonnen.“ Sag ich: „Da irren Sie, ich hab' nie eine gehabt und werd' auch keine haben. Wenn es aber doch noch sein sollt', dann dürfte se nich so kalt sein wie die hier.“ Hat se gelacht und alle drumrum haben se gelacht, und ich auch. Und dann bin ich weg mit dem Badeengel und hab'n verwahrt. Jahrelang hab' ich'n verwahrt und gewartet, ob 'ne Gelegenheit käm'. Und nun ist se gekommen, siehste wohl.“

Eva war begeistert von Gabriel Knopf, und auch ihre Mutter lachte übers ganze Gesicht. Dann gingen sie zu Fräulein Leser. Hierhin wollte Frau May Eva eigentlich nicht mitnehmen, denn Fräulein Leser hatte so ein bisschen Hautgoût. Aber was sollte sie Eva sagen, sie konnte sie doch nicht plötzlich nach Hause schicken. Fräulein Leser öffnete ihnen, den ganzen Kopf voll Papilotten. „Entschuldigen Sie vielmals, Frau Doktor, ich bin noch bei der Toilette.“ Sie war eine stattliche Person und musste einmal schön gewesen sein. Jetzt war sie krank und hinfällig und konnte keine regelmäßige Arbeit mehr verrichten. Sie pflegte zu sagen: „Ich bin bloß noch 'n Wrack, aber Sie hätten mich mal noch vor nicht zehn Jahren sehen sollen.“ Sie bekam schon seit geraumer Zeit Unterstützung, aber man war sich nicht recht klar darüber, was sie mit dem Geld anfang, denn es ging immer sehr schnell zu Ende. Nun war Frau May etwas zu Ohren gekommen, über das sie sich orientieren wollte, eine heikle Angelegenheit, und Eva durfte nichts davon hören.

„Sieh mal, Evchen, der hübsche Kanarienvogel da“, suchte sie Eva abzulenken. Und Eva trat auch wirklich an das Bauer heran.

„Der ist bloß ausgestopft“, sagte Fräulein Leser. „Ja, ja, so gehts, erst sind sie wild und toll und nachher können sie nicht mehr Piep sagen“, verlor sie sich wohl an Rückerinnerungen aus ihrer galanten Zeit. Aber gerade, dass er ausgestopft war, zog Eva an. Und so beschäftigte sie sich mit diesem ehemaligen

Lebewesen viel interessierter, als wenn es noch hätte „Piep“ sagen können.

Frau Hanna zog Fräulein Leser in eine entfernte Ecke und sagte leise: „Fräulein Leser, es ist mir zu Ohren gekommen, dass Sie ein uneheliches Kind haben...“

„Das ist eine gemeine Verleumdung!“ empörte sich Fräulein Leser, „ich habe zwei“. Frau Doktor May war denn doch ein bisschen überrascht von dieser Antwort. Aber dann wusste sie schon, was das heißen sollte: die Entziehung der Unterstützung.

„So, so“, sagte sie, „dann ist es ja klar, weshalb Sie immer so schnell mit dem Zuschuss fertig werden.“

„Frau Doktor“, sagte Fräulein Leser, „wer kann für Unglück? Und meine Kinder sollen anständige Menschen werden, sie sind untergebracht bei Verwandten, die auch nichts haben, aber sie haben sie aufgenommen, und das ist edel. Und darum zahle ich zu. Aber nun sind sie ja bald so weit, dass sie sich selbst ernähren können. Ich will lieber jeden Tag Kartoffeln essen und nichts dazu, als dass meine Kinder so 'ne Laufbahn einschlagen, wie ich hinter mir habe. Ganz so schlimm, wie sie alle denken, bin ich nie gewesen, und wenn Sie mir jetzt was abziehen wollen, Frau Doktor, denn können Sie's ruhig tun. Aber, dass Sie's tun, das glaub' ich nicht, denn dafür kenn' ich Sie doch zu gut.“

Frau Hanna gab ihr die Hand. „Wir sprechen noch darüber, Fräulein Leser, dann werde ich mal sehen, was ich für Ihre Kinder tun kann.“

„Ein Wort in Gottes Ohr“, sagte Fräulein Leser feierlich. „Was man getan hat in seinem jugendlichen Übermut, das hat man nun mal getan, und die unschuldigen Folgen darf man's doch nicht entgelten lassen, ich lasse sie's wenigstens nicht entgelten.“

Eva, die die beiden im Augenblick ganz vergessen hatten, sagte plötzlich: „Wenn einer immer dasitzt und ausgestopft ist und bloß glotzt, und 'n Schnabel nicht mehr aufmachen kann, das ist nicht schön, da soll er lieber Spektakel machen und Dreck wie unser Papchen.“ Von der Tragikomödie, die sich hinter ihrem Rücken abgespielt, hatte sie nichts bemerkt.

Wenn Frau Hanna von ihrem Armengängen zurückkam, pflegte ihr Mann zu fragen: „Na, mein Minister des Innern, hast du wieder alle Schwierigkeiten gelöst?“ Woraufhin dann oft ein Seufzer kam. Dann sprach der Papa weiter: Ist Leffmann untergebracht? Haben Jakobs wieder ein Kind gekriegt? Mag die alte Herz immer noch keinen Rotkohl? Wann reist Gabriel Knopf nach Jerusalem?“ Und: „Hat Fräulein Leser noch einen Kavalier gefunden?“ Und wenn seine Frau über alles Bericht erstattet hatte, meinte er: „Na schön, die Restbestände werden wir auch noch loswerden, was?“

Eva erzählte lebhaft von ihrem Ausflug in die Armenpflege. Sie hatte gut aufgepasst und konnte, bis auf die Affäre Leser, von allem berichten.

„Ja, mein Kind“, sagte der Vater, „diese Dornen am Rosenstock des Judentums sind im Ghetto gewachsen. Dort gab es keine Ventile nach außen hin, und sie konnten sich nicht abschleifen, und da stieß sich alles im engen Raum.“ Er vergaß, dass er zu einem Kind sprach, und fuhr fort: „So kam es zu einer Art von geistiger Inzucht. Alle unangenehmen Eigenschaften, und welcher menschliche Mensch hätte sie nicht, nahmen zu.“

„Aber die guten doch auch“, fiel seine Frau ein.

„Ganz gewiss, auch die guten. Das Familienleben, das sie immer schon hochhielten, wurde noch inniger, Ausschweifungen gab es nicht, dafür sorgte schon die gegenseitige Kontrolle. Sie waren auf sich angewiesen und bildeten eine Familie, deren Oberhaupt Gott war, Gott, den sie liebten und verehrten, den sie fürchteten und als gerecht anerkannten. Der große Vater, der sie nie verlassen würde, der ein Dach aus Güte über sie ausbreitete, unter dessen Schatten sie leben konnten, trotz allem. Wir, die wir mehr gelernt haben als deine Pflegebefohlenen, mein Hannchen, konnten die Eigentümlichkeiten, die die Enge erzeugte, eher ablegen. Wir haben einen weiteren Horizont, wir konnten uns abschleifen. Aber diese armen Leute, die infolge ihrer Armut und ihres engen Gesichtskreises weniger Bewegungsfreiheit haben als wir, kämpfen viel schwerer gegen diese Eigenschaften an.“

„Du hast ganz recht“, sagte die Mama, „ich rechne ja auch immer mit ihren Eigentümlichkeiten, aber manchmal machen sie

es einem wirklich schwer, einfach dadurch, dass sie einen nicht verstehen. Wenn ich zum Beispiel dem Leffmann sage: ‚Keine Arbeit schändet, ob Sie nun als Hausdiener den Laden fegen und Pakete befördern oder hinter der Theke stehen und verkaufen, das ist im Grunde ganz gleich, man muss es nur richtig ansehen.‘ Was antwortet er mir dann? ‚Ich sehe es schon richtig an, und weil ich’s richtig ansehe, deshalb fege ich nicht den Laden für die Leute, die hinter der Theke stehen und die Hände in die Hosentaschen stecken, denn ich bin von genauso guter Herkunft wie die. Und mein Onkel Julius Merseburger hat zum Beispiel ein viel größeres Geschäft gehabt als der Herr J. P. Meyer & Co. Das kann ich Ihnen sagen. Das hat er mir geantwortet, als ich es noch einmal mit ihm versuchen wollte.“

Dr. May dachte einen Augenblick nach: „Ich brauche nächstens einen zweiten Schreiber, denn der Scholz muss zum Militär, was meinst du, ob Leffmann wohl eine gute Handschrift hat?“ Frau Hanna lächelte: „Ob er eine gute Handschrift hat, das weiß ich nicht, aber wenn du ihm das anbietest, wird er gleich fragen: ‚Zweiter Schreiber?‘ Vielleicht könnte man's versuchen. Ich wäre dir jedenfalls sehr dankbar, wenn du mir diese Sorge abnehmen würdest.“

Und es geschah wirklich, wie Frau Hanna es vorausgesagt hatte. Als Leo Leffmann das Angebot gemacht wurde, sagte er gleich: „Zweiter Schreiber?“ Als er aber die Zornröte in Dr. Mays Gesicht steigen sah, fügte er schnell hinzu: „Ich will's mir überlegen.“ Und das tat er auch, und sogar noch in derselben Minute. Als nämlich Herr Dr. May einen Fluch von sich gab, wie ihn seine Büroräume wohl selten gehört hatten.

Und Herr Leffmann besaß wirklich eine schöne Handschrift, und er lebte sich auch schnell ein. Und es machte ja auch weiter nichts aus, wenn er Fernerstehenden gegenüber äußerte: „Ich bin Bürovorsteher vom Herrn Rechtsanwalt May, eine sehr angenehme Position.“

Seine Frau blühte auf. Die Kinder bekamen rote Bäckchen, nicht nur darum, weil ihre Mutter sie jetzt noch besser pflegen konnte, aber die Mutter pflegte sie mit freudiger Hingabe, weil es nämlich der Mann war, der ihnen das Essen verschaffte und nicht mehr die Mildherzigkeit der andern.

Die Großeltern und ihr Röschen

Wenn Eva die Großeltern besuchte, was sie oft und gern tat, öffnete Großmama sogleich einen schönen braunen Schrank, der beim Öffnen immer ein bisschen kreischte, und nahm etwas heraus. Es war gerade, als ob da extra für Eva Reserven aufgespeichert wären, wie z. B. herrlich breite, sanft aufgequetschte Feigen oder goldbraune Datteln, die in schmalen, bunten Schachteln lagen, oder ein Gemisch von Mandeln und Rosinen, "Studentenfutter", wie Großmama sagte, zuweilen auch eine Apfelsine oder gar eine Mandarine. Und wenn die Obstzeit kam, war natürlich stets das Obst des Monats vorhanden, von den Erdbeeren und Kirschen an bis zu Äpfeln, Birnen und Nüssen. Ja, es gab sogar zuweilen diese sonderbaren Früchte, die erst faul werden mussten, bevor man sie essen konnte, und die man Mispeln nannte.

Wenn Großmama diesen verheißungsvollen Schrank öffnete, lief Eva immer hinzu, nicht aus Neugierde, um zu sehen, was es heute geben würde, ob es diesmal vielleicht Plätzchen in Herzform wären oder Honigkuchen, sondern, um in das Innere des Schanks hineinzuriechen. Denn dort roch es nach Verschollenheit. Für Eva war es ein Duft aus fremden Ländern und zugleich von feinen Gesellschaften, denn die Großeltern waren einmal begütert gewesen und hatten „ein Haus gemacht“, wie Großpapa erzählte. Und in diesem Schrank war noch so etwas von der ehemaligen Gastfreundschaft zurückgeblieben, die heute nur noch einem kleinen Mädchen zugutekam.

„Na, wie gefällt dir das?“ fragte Großmama, wenn sie aus dem Duft des Schrankes etwas hervorholte und Eva anbot.

„O, fein“, sagte Eva, „das hab ich gerade so lange nicht mehr gegessen.“ Dann strahlte Großmamas Gesicht, als sei ihr das Herrlichste von der Welt mitgeteilt worden.

„Man hat doch wieder was zu denken für die Zukunft“, meinten die Großeltern in Bezug auf Eva. Und alles, was sie dachten und unternahmen, hatte irgendwie mit Eva zu tun. Sie war der Mittelpunkt ihres Lebens. Wenn Großpapa z. B. seine Markensammlung, um die er sich jahrelang nicht mehr gekümmert

hatte, revidierte, sagte er: „Für dich, mein Kind.“ Eva hatte kein Interesse für Marken und hätte es lieber gesehen, wenn Großpapa Reklamebilder, die gerade in der Mode waren, gesammelt haben würde. Aber das sagte sie ihm nicht, denn sie wollte ihn nicht kränken.

Wie Großmama ihren Schrank öffnete, so öffnete Großpapa Eva ein weites Tor, das in ein wunderbares buntes Land hineinführte. Dort hoben sich Palmen vom tiefblauen Himmel, und fremde seltsame Blumen sandten ihre Düfte. Auch die Blumen, die Großmama so sorgsam pflegte, gab es da: Kaktus mit scharlachroten Blüten, Asklepiä, deren Blüten aussahen als seien sie aus Wachs und an denen süßschmeckende Tropfen hingen, Oleander, Kamelien und Laurustinus. Schöne Menschen in bunten Gewändern gingen dort, und die Frauen trugen Wasserkrüge auf dem Kopf. Menschen, die einem ganz fremd waren und dennoch irgendwie vertraut, und die man beim Namen nennen konnte, deren Geschichte man kannte.

Und wenn Eva auf Großpapas Knie geklettert war, und er fragte: „Was heute?“, dann antwortete Eva meist: „Von Josef aus der Bibel.“ Denn Großpapa erzählte ganz nach Wunsch, entweder von Herkules und seinen zwölf Arbeiten oder von Theseus und dem Mann mit dem zu kurzen und zu langen Bett, oder auch von der schönen Königstochter Helena, um die zehn Jahre lang Krieg geführt wurde, der mit einem hölzernen Pferd anfang, das den Bauch voll Soldaten hatte. Oder aber er erzählte biblische Geschichten, und da war es eben besonders „Josef aus der Bibel“, wie Eva ihn nannte, der ihr ganzes Herz besaß. Gewiss, sie interessierte sich auch für Rahel, auf die Jakob so lange warten musste, bis ihr Vater, der lange Laban, „ja“ sagte. Um die stolze Königin Vasthi, die so ein bisschen Geheimnisvolles an sich hatte, vergoss sie sogar Tränen, als der König Ahasveros sie verjagte, nur weil sie keine Lust hatte, vor seinen Freunden zu tanzen. Auch Esther hatte sie sehr gern, und sie sah sie in einem weißen Mullkleid mit vielen kleinen Volants vor sich, so wie es gerade Mode war in Evas Kinderzeit, und mit zwei langen schwarzen Zöpfen, wie sie am Thron des Königs vorbeiging. Der war von ihrem Anblick gleich ganz begeistert und winkte sie sofort mit dem Zeigefinger zu sich. O, Eva sah das alles ganz genau mit an. Die arme Ährensammlerin Ruth, die nachher den reichen „Herrn Boas“, wie Eva sagte, heiratete und eine „eigene

Villa“ bekam, liebte sie auch sehr. Bei der Geschichte von der Auffindung Moses' aber dachte sie immer: „Wenn ich doch nur einmal beim Spaziergehen am Fluss so ein Körbchen mit einem so reizenden kleinen Kind finden würde.“ Und beim Spaziergehen mit Röschen am Flussufer spähte sie immer scharf aus. Aber da sah sie höchstens einen ganz ausgewachsenen nassen Pionier schwimmen.

Ihr Liebling war und blieb Josef aus der Bibel. Josef! Schon in dem Namen lag so etwas Liebes, Sanftes. Und diese eklige Frau Potiphar, die behauptete, Josef hätte sie bestehlen wollen, wo sie doch selbst seinen Mantel dabehalten hatte, diese alte ekelhafte Person, die bestimmt so ausgesehen hatte wie Johanne Gumpert, die sie nicht ausstehen konnte, hätte doch von Rechts wegen ins Gefängnis kommen müssen. Aber das war ja nun manchmal komisch in der Bibel, dass nicht alle so bestraft wurden wie sie es eigentlich verdienten. Am allerschönsten in der Geschichte Josef war das Wiedersehen mit seinem jüngsten Bruder Benjamin, der, ohne es zu wissen, Josefs Becher in seinem Sack hatte. Wenn Josef ihn in die Arme schloss und rief: „Mein Bruder Benjamin“, da flossen Evas Tränen noch viel heftiger als beim Hinauswurf der schönen Königin Vasthi.

Zuweilen sang Großpapa Eva mit seiner brüchigen Stimme, die früher einmal recht hübsch gewesen sein mochte, aus alten Opern vor. Er konnte dann den Liebhaber und die Liebhaberin genau auseinanderhalten. Als flotter junger Mann hatte er einige Jahre in einer Residenz mit gutem Hoftheater verbracht und zehrte noch von der Erinnerung an die dortigen Opernvorstellungen. Wenn er Eva davon erzählte, nannte er immer die Namen der damaligen Berühmtheiten, wie etwa: „Das Ännchen sang die Zimmermann. Gott, war die schön!“ Und dann hatte er Eva erzählt, dass er selbst gut gesungen habe und für sein Leben gern zur Bühne gegangen wäre, aber sein Vater hätte gemeint, eine Elle in der Hand sei besser als ein Lorbeerkranz in der Zukunft. Und zuweilen verlor sich Großpapa in Erinnerungen, die nicht ganz für das Ohr eines kleinen Mädchens geeignet waren. Denn er war seiner Zeit ein hübscher junger Mann gewesen, und so ein bisschen das, was man einen „Suitier“ nannte. Er konnte z. B., zurückdenkend an eine schöne Ballerina sagen: „Beine hat sie gehabt, Evchen, Beine, sag' ich dir!“ ...

Worauf Eva ganz ernsthaft meinte: „Idi hab doch auch Beine, Großpapa“, und ihre rundlichen hübschen Beine weit von sich streckte. Großpapa aber war daraufhin ganz verlegen geworden, ja, sogar ein bisschen rot. Und er hatte Evas Beine gestreichelt und gesagt, dass sie sehr hübsche Beinchen habe, mit denen sie gut durchs Leben laufen könne, und sie sei überhaupt viel schöner und besser als all die leichten Fliegen von damals.

Und wenn Großmama im Zimmer war und es mit angehört hatte, schüttelte sie den Kopf und meinte: „Das braucht das Kind doch noch gar nicht zu wissen.“

Und dann rief sie: „Evchen, komm her, ich hab was Wunderschönes gefunden.“ Das Wunderschöne war ein kleiner, runder Spitzenkragen, in den der berühmte große Komet eingestickt war, der damals die Welt in Erstaunen gesetzt hatte.

„Fein!“ sagte Eva und tat ihn gleich um den Hals. „Aber er passt nicht so richtig“, meinte sie, „doch das schadet nichts, danke vielmals, Großmama“.

Das alte jüdische Mädchen der Großmama hieß Röschen. Vielleicht hatte der Name früher einmal auf sie gepasst. Jetzt tat er es nicht mehr. Ihr Deutsch war nicht einwandfrei, ihre Ordnungsliebe auch nicht. Aber wenn sie auch die Schlüssel oftmals verlegte, und die Küchentücher sich zuweilen dort befanden, wo sie nichts zu suchen hatten, das Herz saß bei ihr auf dem rechten Fleck. Und den ersten Platz in ihrem Herzen nahm Eva ein. War sie einmal ungezogen und sollte bestraft werden, sagte Röschen: „Was kann 'n Kind dafür, dass es 'n Kind is?“

Gelegentlich einer Hochzeit im Bekanntenkreise sagte sie zu Eva: „Evchen, ich freu' mer schon — die Grammatik saß, wie gesagt, nicht fest bei Röschen — wenn d u erst mit deinem schönen Chossen unter die Chuppe stehst.“ Dass Eva vielleicht nie oder doch mit einem nicht sehr schönen Bräutigam unter dem Trauhimmel stehen könnte, kam ihr gar nicht in den Sinn. Als aber Eva sich nach den beiden ihr fremden Ausdrücken erkundigte, gab Röschen die wenig erschöpfende Erklärung ab: „'N Chossen kriegt man und unter de Chuppe kommt man.“ Als Eva sich mit dieser Antwort nicht begnügen wollte, meinte sie: „Wart, bis de achtzehn bist und bis er gekommen is, und de drunter stehst, denn weißte Bescheid“. Als Eva sie einmal fragte,

warum sie selbst nicht geheiratet habe, sagte Röschen: „ich hab’ ja gewollt, aber er nich.“

Zuweilen gingen Röschen und Eva spazieren, eine Feierstunde für beide, denn auch Eva hatte Röschen sehr gern. Als Röschen sie einmal in einem neuen Kleide abholte, bewunderte Eva sie von allen Seiten und sagte schließlich ganz ernsthaft: „Wunderschön bist du, Röschen, bloß nicht im Gesicht.“ Aber Röschen nahm das gar nicht übel, sie wusste, wie es gemeint war. Auch befand sie sich in dem Alter, in dem man ein Kompliment über den Anzug lieber hört, als eines, das der Persönlichkeit gilt. „Jeder hat das Ponim, was ihm zukommt“, pflegte sie zu sagen.

An schönen Sonnentagen wanderten die beiden einträchtig am Flussufer entlang und ins „Gehölz“, einem Gemisch von Buchen, Eichen, Birken und Tannen. Das grüngoldene Halbdunkel barg für Eva mancherlei Geheimnisse. Schon der Geruch war verheißungsvoll, es duftete nach warmen Fichtennadeln und Harz, nach Pilzen, Erdbeeren und mancherlei Blumen. Zarte, blaue Glöckchen wiegten sich im sanften Lufthauch über dunklen Mooskissen, und Eva meinte, ihr leises Klingen zu vernehmen. Aus den Vogelstimmen hörte sie eine bestimmte Melodie heraus, und sie glaubte, die Elfen und Wichtelmännchen, die im Märchen vorkamen, in den Ecken hocken oder durch die Zweige schweben zu sehen. Hier fühlte sie sich vollkommen glücklich, eng und verbunden mit der Natur.

Röschen besaß nicht viel Natursinn. Sie war auf dem Dorf aufgewachsen und meinte: „Sowas wie hier hab’ ich alle Tag’ gehabt, aber in de Stadt vor de Schaukästen, da lernt man was Neues und sieht was von de Welt.“

Aber dann ermahnte sie Evchen doch, wenn sie ins Gehölz gingen: „Hier musste tief atmen, Evchen, damit der Ozean in deine Lunge kommt“. Und Eva atmete brav den missverstandenen Ozon ein und meinte: „Is er nun schon drin in der Lunge, der Ozean?“

Wenn sie dann mitten im Halbdunkel des Gehölzes waren, bat sie: „Röschen, nu erzähl.“

Aber wenn sie etwa erwartet hatte, von Rübezahl oder Hänsel und Gretel mit dem Knusperhäuschen zu hören, so wurde

sie arg enttäuscht, denn Röschen fing an: „Was der Isaak Merseburger war, der hat doch de Wassersucht gehabt, und wie ihm’s Wasser schon bis an’s Herz gestiegen is, hat er gesagt: Wenn ich doch noch einmal könnt Galopp tanzen so quer durch’n ganzen Saal und denn mit Rahlchen Goldberg. Und dabei könnt er kein Bein mehr heben, und Rahlchen Goldberg war längst tot.“ Dieses interessierte Eva wenig, höchstens das Wasser, das bis zum Herzen ging, und das sie sich recht naturalistisch vorzustellen versuchte.

Eines Tages bekam Röschen von den Großeltern ein Theaterbillett. Es wurde ein Lustspiel gegeben, von dem die Großeltern annahmen, dass es Röschen Vergnügen machen würde. Bisher war sie nie am Theater gewesen, hatte es wohl für eine Art Kasperlspiel gehalten und gemeint, für vernünftige Leute wäre das nichts. Als sie dann aber von andern über das Theater sprechen hörte, bekam sie Lust, auch einmal hinzugehen und begann schon früh morgens mit der Toilette, indem sie sich die Füße wusch. „Man kann nie wissen“, meinte sie.

Lange vor Abend stand sie, eingeschnürt in ein Korsett und angetan mit dem guten Schwarzen, hochrot im Gesicht, in der Küche.

„Madam“ — Röschen sagte immer Madam — sagte sie zur Großmutter, die eben hereinkam, „meinen Sie wohl, dass ich die goldne Brosche anziehen kann, die de Madame mir zum zwanzigsten Jubiläum geschenkt hat?“

„Ja, gewiss, Röschen“, meinte die Großmama.

„Aber wenn se mir nu gestohlen wird?“

„Na, da stecken Sie sie lieber nich an, Röschen“, lächelte die Großmama.

„Aber ich seh doch nich ein, wozu hab ich se denn? Also, ich zieh se doch an.“

Und Röschen ging, im guten Schwarzseidenen und der goldenen Brosche, stark bedrängt durch das ungewohnte Korsett, erhobenen Hauptes und hochroten Gesichts ins Theater.

Viel zu früh kam Röschen dort an, aber schon nach einer halben Stunde war sie wieder zurück.

„Was ist passiert?“ fragte die Großmama ängstlich, „ist Ihnen nicht wohl?“

Und der Großpapa: „Ist die Vorstellung abgesagt worden?“

„Mir is ganz wohl, die Vorstellung is auch nich abgesagt worden, aber was soll ich da?“

Und Röschen begann vorsichtig ihre goldene Brosche abzulegen, wobei sie bemerkte: „Wenigstens is mir de Brosche nich gestohlen. Dann sagte sie. Da war nu also das große Bild, wo de Leut' alle drauf hingesehen haben, das war ja soweit ganz schön. Da war'n Herr drauf mit'n Musikinstrument, aber sonst hat er nich viel angehabt, bloß'n Kranz auf'm Kopf. Und um'n rum lauter junge Mädchen, die waren auch alle zu leicht angezogen, besonders auf de eine Seite. Und auf einmal, da haben de Musikanten, die da vorn vor dem Bild gesessen haben, die haben nu angefangen, Musik zu machen. Musik hör ich gern, besonders wenn se laut is, das war se. Aber wie se grad' am allerlautesten war, ging se schon zu Ende. Und au' einmal flog doch das große Bild in die Höhe, gradezu in de Luft. Steht da ne Stube, ne sehr schöne Stube mit Palmenwedel und seidne Überzüge. Und da sitzen zwei Damen drin, schöne Kleider haben se angehabt, eins in blau und eins in rosarot. Denk ich, nur wird das Stück kommen, aber 's kam weiter nix. Fangen die beiden bloß an, miteinander zu sprechen, und sagt die Blonde mit'n Tituskopf zu der Schwarzen: Ferdinand hat geschrieben. — Was hat er geschrieben?, fragt die andre. Zieht die Blonde 'n Brief aus der Tasche und sagt: Pass auf. Fängt se doch an, den Brief von dem wildfremden Menschen vorzulesen.

Was ging mich das an, es hat mich gelangweilt. Und da zieh ich de Tüte mit Malzbonbons raus, die ich mer mitgenommen hatte für alle Fälle, und steck 'n Bonbon in'n Mund, um doch wenigstens 'n bisschen zu lutschen.

Sagt doch ein Mensch neben mir: Rasseln Se nich so mit de Tüte, man kann ja kein Wort verstehn. Sag ich: Wenn Se nu nich alles verstehn, und überhaupt, wie kann ich mit de Tüte rasseln, wo ich noch nich mal in de Küche rassle, mits Geschirr. Rufen se alle: Psst! und Still doch! Gut, denk ich, und steck die Tüte wieder ein. Sprechen doch die beiden da oben immer noch von dem wildfremden Menschen, und es kommt überhaupt nix vor von Leuten, die auf'm Kopf stehn oder in de Luft fliegen. Nich ein Pferd kam raus, und von de Kunstreiterei war gar nix zu

merken. Da geh ich doch lieber nach Haus und leg mich ins Bett, denk ich, da weiß ich doch, was ich hab'.

Aber wie ich nu aufstehen will und weggehn, schrien se wieder alle: Sitzen bleiben!

Grad' nich, denk ich, und geh raus. Sagt der Mann an der Tür: Is Ihn'n schlecht?

Ja, sag ich, schlecht is mer von Ihr'n Theater. Sicht er mich an, als ob ich meschugge wär, und dann lässt er mich raus. Ich hab doch immer gesagt, Theater is nix für mich. Aber ich dank de Herrschaften auch schön, Se haben's gut gemeint, und nu hab ich doch wenigstens mal kennengelernt, was 'n Theater is.“

Einen Versuch, Röschen's Interesse für das Theater zu wecken, machte Großpapa aber doch noch. Als nämlich eine Operngesellschaft ein Gastspiel gab und Lohengrin zur Aufführung brachte, schenkte Großpapa Röschen ein Billett. Zuerst wies sie es zurück. Als aber Großpapa ihr erzählte, es wäre sehr schöne Musik dabei, ihm selbst wäre sie zu laut, aber manche hätten das ja gern, ließ sie sich bereden. Die Großeltern gingen nicht hin, die blieben Meyerbeer, Weber und Lortzing treu.

Röschen machte sich wieder fein, nur das Füßewaschen sparte sie sich diesmal, denn es lohnte sich nicht. Dafür hatte sie aber Esbouquet aufs Taschentuch gegossen, weil nämlich damals eine Dame in ihrer Nähe gesessen hatte, die wundervoll duftete. Das Esbouquet besaß sie nun seit fünf Jahren, und da war es doch mal Zeit, es bei einer solchen Gelegenheit zu benutzen.

Am andern Morgen, als Röschen das Frühstück hereinbrachte, fragte Großpapa gleich: „Na, Röschen, wie war's denn diesmal?“

„Diesmal war's 'ne andre Sache“, meinte Röschen. „De Musik war schön laut, und man hat weinen können.“

„Weinen? Was hat Ihnen denn am besten gefallen?“ fragte Großmama, die den Inhalt wohl kannte.

„Gefallen...“ Röschen überlegte einen Augenblick. „Am besten gefallen hat mir, wie der Herr in der silbernen Uniform bei de Madam Elsa in de Schlafstube gesessen hat, und wie se

partuh hat wissen wollen, aus was für 'ne Familie er is. Das kann ich verstehn, man will doch wissen, ob es auch bekowete Leut' sind, wo man reinheiratet. Aber das waren se wahrscheinlich nich, denn er is aufgestanden und raus, und hat se sitzn lassen, die arme Person. Da hat man doch weinen müssen. Aber ich sag's ja immer, man soll von bleiben von de Männer, besonders wenn se von außerhalb sind.“

Großpapa und Großmama sahen sich lächelnd an.

„Aber schön war's, kann man nix gegen sagen, bloß, wissen Se, mit so'n Schwan, da wär' ich nich gefahren, so' Geflügel is doch nichts Sicheres, um damit über Wasser zu gehn.“

Als Eva sie diesmal fragte, wie es gewesen wäre, meinte Röschen kurz: „Besser, aber nichts für Kinder.“

„Röschen“, fragte Eva eines Tages, „du bleibst doch immer bei den Großeltern, nich?“

„Wenn der liebe Gott mir gesund lässt, und der Herr stirbt, Gott soll schützen, werd' ich doch de Madam nich verlassen.“

Eva sah sie entsetzt an und wollte gerade etwas erwidern, als die Küchentür geöffnet wurde und Großpapa hereinwinkte: „Komm, Evchen, wir wolln 'n bisschen ins Gehölz gehen.“

Da stürzte Eva ihm so leidenschaftlich um den Hals, als solle die grausige Aussicht, die Röschen soeben eröffnet hatte, gleich zur Wahrheit werden. Sprechen tat sie aber nicht darüber.

Als sie das nächste Mal mit Röschen zusammenkam, sagte sie: „Sowas, was du neulich von Großpapa gesagt hast, darfst du aber nicht wieder sagen.“

Und Röschen, die keine Ahnung mehr hatte, was es gewesen sein könnte, schrie: „Ich soll was gegen den Großvater gesagt haben, ich?! Da will ich doch hier auf de Stelle zehnmal sofort an de Lungenschwindsucht krepieren!“

Und Eva, die das anders auslegte, meinte befriedigt: „Na, denn is man gut.“

Märchenland

Die Theatertruppe, die in der „Harmonie“ spielte, gab ein Kinderstück: „Dornröschen.“ Mehrere Mitschülerinnen von Eva hatten es schon gesehen und erzählten Wunderdinge. „Viel schöner als Zirkus“, sagte die eine, und eine andere: „Aber ganz anders als im Märchen.“ Und eine dritte: „Wenn ich groß bin, gehe ich auch zu den Theaterleuten und denn spiele ich das Dornröschen selber.“

Ganz aufgeregt kam Eva nach Hause. „Darf ich ins Theater? Da spielen sie Dornröschen aus dem Märchenbuch, aber viel schöner, bitte, bitte, ja? Ich bin doch noch nie in meinem ganzen Leben im Theater gewesen. Bloß zu Purim, aber das war ja kein richtiges Theater, und die Esther hatte gar keine langen schwarzen Zöpfe, und der böse Hamann, das war doch Herr Beermann, der doch gar nicht böse ist. Ich darf doch hin, nicht?“

Papa sagte: „Eigentlich“ . . . aber Mama ließ ihn nicht weiterreden: „Wenn du sehr gern möchtest, Evchen...“

„Sehr gern!“ rief Eva. „Und Fräulein Schröder hat auch gesagt, das wär ein Stück für die Kleinen aus der untersten Klasse.“

„Gut“, sagte Papa, „dann sollst du hingehen, und ich selbst gehe mit dir.“

„Nein, nein“, lachte Mama, „das tu ich.“

„Schön da gehen wir beide mit Evchen zusammen.“

Und es entstand ein richtiger Wettkampf um Eva, der beinahe mit Losen geendet hätte.

Als aber Großpapa davon hörte und ganz entschieden sagte: „Das Kind geht natürlich mit mir“, da überließ man sie ihm.

Und Großpapa, der nie mehr in ein erwachsenes Stück ging, nahm seine Enkelin bei der Hand, und mit ebenso roten Bäckchen und klopfendem Herzen wie sie zog er mit ihr ins Märchenland.

Das Märchenland in der „Harmonie“ ließ ja nun mancherlei zu wünschen übrig. Und es wurde einem schwer, die bemalten Pappendeckel für Königsgemächer anzusehen. Aber die wunder-

gläubigen Zuschauer nahmen sie hin, wie sie gemeint waren. Gespielt wurde wirklich gut, und das Dornröschen war eine „ganz scharmante“ Person, wie Großpapa sagte.

„Darf ich mir jetzt die Handschuh ausziehen?“ fragte Eva, „denn kann ich nämlich besser sehen.“

„Gewiss“, nickte Großpapa lächelnd, „da hast du ganz recht.“

Vor Eva saßen zwei kleine Mitschülerinnen mit ihren Müttern: Ruth Beermann, zart und blass, mit einer Tafel Schokolade in der Hand, und Else Flink, ein kräftiges, lustiges Mädel.

Freust du dich?“ fragte sie gleich.

„Natürlich“, nickte Eva, „besonders, wenn sie alle einschlafen.“

„Nein, wenn der Prinz kommt“, meinte Ruth und hielt Eva die Tafel Schokolade hin. „Brich dir was ab, ich darf doch nicht alles essen.“

„O, danke, mein Großpapa hat selbst eine in der Tasche, nicht, Großpapa?“ Der nickte und zeigte sie gleich, meinte aber, man müsse bis zur Pause warten.

Nun erklang eine schöne lustige Musik, dann klingelte es dreimal. Alle Bäckchen flammten auf, und alle Herzen klopfen höher. Der Vorhang hob sich, etwas ruckweise. „Aah! Ooh!“ erklang es ringsum. Der Königssaal prunkte nur so mit Gold und Rot. Dornröschen lag als Wickelkind in einer spitzumhangenen Wiege. Und dazu spielte die Musik: „Schlaf, Kindchen, schlaf“, was fast alle Kinder mitsangen. Die Feen kamen mit ihren Wünschen, die von König und Königin huldvoll entgegengenommen wurden. Aber auf einmal gab es einen furchtbaren Donnerschlag. Die Kinder fuhren zusammen; und ein kleiner Junge rief freudig: „Da hat's eingeschlagen!“

Die böse Fee erschien. „Genau, wie Fräulein Schröder, wenn sie schimpft“, flüsterte Else Flink. Ruth schmiegte sich an ihre Mama, und Eva fasste nach Großpapas Hand.

„Biste auch nich bange, Großpapa?“ fragte sie. Nein, Großpapa war nicht bange.

„Das habense nu davon“, meinte Eva, „warum habense auch den dreizehnten Teller kaputtgemacht oder verloren!“

Als die Pause kam, saß Eva mit leuchtenden Augen und heißen Bäckchen stumm da.

„Sehr schön, wirklich“, sagte Großpapa, und er fand es auch so. Nun wurde die Tafel Schokolade, die ja schon ein bisschen weich geworden war, zur Hälfte aufgegessen. Die andern kleinen Mädchen waren auch mit Schokoladeessen beschäftigt, aber das hinderte sie nicht, Eva zu fragen: „Wie findest du’s?“ Und: „Ist das nicht noch schöner wie im Zirkus?“

„Ich find’s herrlich“, sagte Eva, „aber Zirkus ist auch sehr schön, nur anders.“

Dann wandten sich die Freundinnen mit vielen Fragen an ihre Mütter und Eva an ihren Großpapa, der ein bisschen hilflos dasaß, denn er war ja vom Märchenreich schon etwas abgerückt.

„Ich bin ja bloß neugierig, wie sie das mit dem hundert Jahr-Schlafen machen, das Theater ist doch schon um fünf Uhr aus?“

„Ja, Evchen“, sagte Großpapa, „auf hundert Jahr sind wir zwei nicht eingerichtet. Jedenfalls gehen wir aber in der nächsten Pause ans Büfett und trinken Limonade oder essen eine Schillerlocke, was“?

„Uh, ja, fein! Und weißt du, auf die Ohrfeige freu’ ich mich schon so.“

„Ohrfeige?“ Großpapa überlegte.

„Na ja, die der Küchenjunge vom Koch kriegen soll, das steht doch im Märchenbuch.“

„Richtig, richtig“, nickte Großpapa. Und dann kam das Klingelzeichen wieder. Nun war Dornröschen auf der Bühne schon ein Backfisch, in einem weißen Gretchenkleid mit blauen Puffen an den Ärmeln und langen goldblonden Zöpfen.

„Süß, nicht?“ fragte Eva. Das fand Großpapa auch.

Der kleine Junge von vorher aber fragte laut: „Ist das das kleine Kind, Mama? Das ist aber schnell gewachsen“, woraufhin ein großes Gelächter entstand.

Die Spannung stieg aufs höchste, denn Dornröschen setzte sich jetzt im Turmgemach zu der alten Frau, die in Wirklichkeit die böse Fee war, ans Spinnrad. Als sie sich dann in den

Finger stach und umsank, schrie der kleine Junge wieder: „Au weh, das hat aber gepiekt!“ was der Szene etwas von ihrem Ernst nahm und unwilliges Zischen und Stillrufe auslöste. Ein kleines Mädchen rief sogar: „Schmeißt doch den frechen Bengel raus!“

Der Zauber da oben ging aber ruhig weiter, und alles war so, wie es im Märchenbuch stand, nur viel schöner. Als die Szene mit dem Küchenjungen und der nicht ausgeteilten Ohrfeige kam, entstand großer Jubel. Dann war wieder Pause.

„So was Schönes habe ich in meinem ganzen Leben noch nie gesehen, du doch auch nicht, Großpapa, was?“ fragte Eva. Großpapa nickte zustimmend, es war ihm ganz ernst damit, denn nie war er mit einem kleinen, so verzauberten Mädchen, wie Eva, im Theater gewesen.

„Aber nun trinken wir doch Limonade und essen Schillerlocken, nicht Großpapa?“ kehrte Eva aus dem Märchenland in die Wirklichkeit zurück. Und Großpapa und Enkelkind gingen kameradschaftlich ans Büfett, um auf die seelischen nun die irdischen Genüsse folgen zu lassen. Das Büfett selbst war ganz umpiepst von Stimmchen, die sich das Blaue vom Himmel wünschten, und das Büfettfräulein von der „Harmonie“ musste immer wieder versichern, dass sie das gerade nicht vorrätig habe, aber es sei ja sonst allerlei da. Und Eva fröhnte ihren kulinarischen Leidenschaften, dann kehrte man vom Harmonie-Büfett ins Märchenland zurück.

Ruth saß still da, mit feuerroten Flecken auf ihrem weißen Gesichtchen, und die Mama hing ihr einen warmen Schal um, damit sie sich ja nicht erkälte. Else Flink aber meinte: „Zu dumm, dass sie alle gleich eingeschlafen sind, ich hätte schnell noch ein bisschen von dem feinen Essen gegessen.“ Eva hörte und sah nichts, sie starrte auf den Vorhang, der sich nach dem dritten Klingelzeichen langsam und ruckweise wieder hob. Dornröschen im rosenüberblühten Gemach!

„O, Großpapa“, hauchte Eva ganz hingerissen, „wunder-, wunderschön, aber ein bisschen Bauchweh kriege ich doch.“

Denn Eva hatte, trotz ihrer Begeisterung für die Kunst, ihrem Großpapa drei Glas Limonade und vier Schillerlocken abgeluchst.

Als der Prinz Dornröschen wachküsste, rief der kleine Junge wieder: „Nun braucht sie gar keine Weckuhr“, woraufhin seine Mutter ihn unter dem Schelten der in ihren heiligsten Gefühlen gestörten kleinen Mädchen und unter Protest seinerseits, fortführte.

Als der Vorhang zum letzten Male gefallen war, und Händeklatschen und Getrappel der kleinen Zuschauer die Schauspieler immer wieder auf die Bühne riefen, seufzte Eva tief auf. Als Großpapa sie fragte, ob sie nun wirklich Leibweh habe, sagte sie: „Ach, das wär mir jetzt ganz egal, denn schöner kann es doch nie mehr in meinem ganzen Leben sein.“ Das glaubte der Großpapa, in Bezug auf sich auch, ganz gewiss, und er nahm das Händchen seiner kleinen Enkelin in seine beiden und drückte es fest, und am liebsten würde er es geküsst haben, wenn er sich nicht geniert hätte.

Als er nun aufstehen und mit Eva fortgehen wollte, hielt sie ihn zurück: „Noch ein bisschen hierbleiben, Großpapa, ich muss erst . . .“ sie konnte es nicht ausdrücken, was sie empfand, dass sie sich erst allmählich dem Zauber entziehen müsse, bis sie wieder in die Welt der Nüchternheit zurückkehren konnte.

Der Prophet Elia

Auf das Pessachfest freute Eva sich immer ganz besonders. Zunächst zog sie wohl die materielle Seite an: die Mazzoth, die sie in jedem Zustand gern aß, sei es nun trocken oder mit Gänseschmalz, Butter oder Apfelkraut bestrichen, sei es in Form des festlichen Lockschenkens oder mit vielen Rosinen gefüllter und in Öl gebackener kleiner Klöße. Auch eine Suppe gab es, in der lockere Klößchen sich wie kleine Inseln umhertrieben und herrlich schmeckten. Natürlich interessierte sie sich auch für die Entstehung dieses Festes und graulte sich immer wieder vor den ägyptischen Plagen, besonders vor den Heuschrecken. Jedes Jahr ließ sie sich von neuem versichern, dass es wohl nicht wahrscheinlich wäre, dass sie auch ihre Heimat einmal besuchen könnten.

Das schönste aber war der Sederabend. Dieser wurde im Hause der Großeltern gehalten, und Großpapa leitete ihn in einer Weise, die ihn etwas fernrückte, ihn sozusagen mit einer trennenden Luftschicht umgab. Er erschien so feierlich mit der weißen Mütze auf dem Kopf, im großen Sessel thronend, „wie ein König“, dachte Eva. Alle seine lustigen Lachfalten waren dem Ernst der Stunde unterstellt, bis der heitere Teil des Abends kam, da erschienen sie wieder.

Auf der Sederschüssel, über den mit einem damastseidenen Tuch bedeckten Mazzoth standen kleine Silbergeräte aus Vorväterzeiten, mit dem symbolischen Inhalt gefüllt. Von diesen erfreute Eva am meisten das Gemisch, das den Lehm, den die Israeliten als ägyptische Ziegelerbeiter verwendeten, darstellen sollte, und das sie später verzehren durfte, denn es war aus lauter süßen Dingen zusammengesetzt. Aber auch die Bitterkräuter tauchte sie, wie alle andern, in Salzwasser und verzehrte sie mit großem Ernst. Zunächst folgte sie mit gespannter Aufmerksamkeit den Gebeten, Gesängen und Vorlesungen aus der Haggada, bis ihre Gedanken abschweiften. Der ungewohnte Wein, den sie aus einem kleinen, auf drei Kugelfüßchen stehenden Silberbecher trank, machte sie müde. Wenn dann aber die Reden des Weisen, des Bösen, des Toren und des Kindes herankamen, erwachte sie sogleich aus ihrem Halbschlaf. Sie war ja

auch an diesem Abend aktiv beteiligt, indem sie nach der Bedeutung des Festes fragen und dann den Afikomen verstecken musste, den der Großvater dann lachend auslöste.

Der spannendste Augenblick des Abends aber war für sie am Anfang das Füllen des hohen Silberbechers mit Wein für den zu erwartenden Propheten Elia und später das Öffnen der Tür für seinen Eintritt. Von Jahr zu Jahr wartete sie herzklopfend auf ihn, denn einmal musste er doch kommen. An einem dieser Abende meinte sie in den spannenden Augenblicken nach dem Öffnen der Tür: „Wenn er aber diesmal wieder nicht kommt, wollen wir ihm doch mal 'ne richtige Einladung schicken, vielleicht wartet er drauf.“

Zufälligerweise begab es sich an diesem Abend, kurz, nachdem die Tür wieder geschlossen war, dass Röschen, Großmutterns Mädchen, das mit am Tisch saß, aufhorchte und still hinausging. Kurz darauf kam sie wieder herein und meldete, dass ein fremder Mann draußen sei.

„Das ist er!“ schrie Eva. Großpapa ließ sich nicht stören, aber der Papa ging hinaus und kam mit einem älteren, abgerissen aussehenden Mann, einem russischen Schnorrer, zurück, dem bedeutet wurde, sich mit an den Tisch zu setzen, was er auch in bescheidener Weise tat.

Eva starrte ihn an. Das war also der Prophet Elia! Das war der Mann, der im feurigen Wagen in den Himmel gefahren war?! Den hatte sie sich aber ganz anders vorgestellt. Zunächst etwas sauberer, denn dieser hatte Trauerränder um die Fingernägel. Dann in einem weiten, wallenden Gewand, wie die Männer in der Bilder-Bibel es trugen. Aber vielleicht hatte er sich extra so schlecht angezogen, um die Menschen zu prüfen, ob sie ihn auch so, wie er aussah, aufnehmen und sich mit ihm freuen würden. Er bekam eine von den Haggadoth und wusste auch gleich darin Bescheid, denn er murmelte alles mit, was vorgetragen wurde.

Eva fühlte sich in ein Wunder verstrickt und glaubte fest daran, dass ihr Ausspruch von der Einladung vorhin ihn hergezogen habe. Als der Prophet aus dem großen Silberbecher, der nun so manches Jahr für ihn bereitgestanden, getrunken hatte, belebten sich seine schlaffen Gesichtszüge, und Eva fand, dass er eigentlich ganz nett aussah.

Als man dann zum fröhlichen Teil des Abends überging, fiel alles Feierliche von Großpapa ab, und Eva fühlte sich ihm wieder nahe, besonders, als er mit seiner, immer noch hübschen Stimme die Geschichte von dem Hund, dem Stock, dem Feuer usw. sang, und vom Lämmlein, das man für zwei Suse kaufen konnte. Auf dieses hatte Eva sich schon den ganzen Abend gefreut und sang es laut mit. Mit ihren roten Backen, den blitzenden Augen, dem kurzen braunen Lockenhaar, im weißen Stickereikleidchen und der himmelblauen Schärpe sah sie sehr hübsch aus, und der Prophet, der sie immer schon angesehen hatte, sagte plötzlich in seinem fremdartigen Deutsch: „Habb ich auch a Kindelche gehabt, was so scheen war und lustig. Aber als groß war, is sich auf Straße gegangen.“

Eva starrte ihn an. Dass der Prophet Elia ein kleines Mädchen gehabt haben sollte, hätte sie nie gedacht, davon stand in der Bibel auch gar nichts, oder Großpapa hatte vielleicht vergessen, es ihr zu erzählen. Gleich morgen würde sie ihn danach fragen. Dass es, als es groß war, auf die Straße ging, dabei war doch nichts; darüber hätte er doch nicht so traurig zu sein brauchen, der Prophet. Wie oft ging sie auf die Straße, und die Eltern fanden nichts dabei. Auch wenn sie groß sein würde, würden sie ihr das bestimmt erlauben. Er hätte nur mal wissen sollen, der Prophet Elia, was sie da schon manchmal getan hatte: an fremden Häusern geklingelt und weggelaufen, gar nicht zu sprechen von den Drecktüten, die sie und die andern so oft gelegt hatten. Na, darüber würde ihr ja Großpapa genaue Auskunft geben, auch darüber, wo der Prophet sich eigentlich seit der alten Zeit, wo er mit dem feurigen Wagen in den Himmel gefahren war, umhergetrieben hatte, denn nach Himmel sah er wirklich nicht aus. Er schien nicht mal ein Taschentuch zu besitzen, denn sie hatte gesehen, wie er sich tief unter den Tisch bückte, um die Nase am Ärmel abzuwischen. Sie wollte Mama bitten, ihm eins zu schenken, und Papa könnte ihm vielleicht einen etwas besseren Hut geben oder den grauen Anzug, den er abgelegt hatte, und den der alte Jonas haben sollte, der sowieso schon genug bekam. Aber es musste wohl hinter dieser Armut ein Geheimnis stecken, ganz gewiss zog er sich extra so schäbig an, um sie alle zu prüfen.

Das Abendessen war, wie immer, herrlich gewesen. Röschen hatte sich selbst übertroffen, wie Mama sagte. Großmama lä-

chelte dazu, denn hinter Röschens Kochkunst stand sie selbst. Und wenn sie in ihrer Bescheidenheit und Güte auch auf nichts stolz war, auf ihre gute Küche war sie es. Und sie gab Eva, die eigentlich schon viel zu viel gegessen hatte, noch ein paar dicke warme Rosinen, die, aus dem Lockschen gefallen, auf der Schüssel lagen, und Mama, die es sah, sagte: „Das Kind wird sich bestimmt den Magen verderben.“ Aber Großmama und Eva zwinkerten sich zu, sie wussten schon, dass Evas Magen sehr stabil war. Mama meinte, diese Sederabende wären für sie mit die schönste Kindheitserinnerung, und sie freute sich, dass Eva die nun auch haben würde. Der Papa sagte, so schön wie Großpapa einen Sederabend leite, würde er es nie können, er habe sich eben sein ganzes Leben hindurch immer auf die Leitung seines Vaters verlassen. Und der feierliche Großpapa, der nun gar nicht mehr feierlich war, meinte schmunzelnd: „Vorläufig brauchst du dich ja auch noch nicht selbständig zu machen, vorläufig bin ich ja noch da.“ Worauf Großmama äußerte: „So Gott will, noch lange.“

Der Fremde war während des Essens sehr schweigsam gewesen und hatte den Speisen eifrig zugesprochen. Eva wunderte sich über die Menge von Braten und Lockschen, die in seinem Mund verschwanden, aber das gehörte vielleicht alles zu der Prüfung, er wollte eben sehen, ob man ihm das gönnte und nicht geizig war. Brennend gern hätte sie ihn ja gefragt, wie das damals mit dem feurigen Wagen gewesen war, aber sie traute sich nicht.

Jetzt ging der Vater mit ihm in eine Zimmerecke und gab ihm etwas, woraufhin das Gesicht des Propheten aufleuchtete, und Eva dachte, gleich fällt all das eklige Zeug von ihm ab, und er steht da wie in der Bilderbibel im weißen Gewand und mit sauberen Fingernägeln. Aber das Wunder geschah nun doch nicht.

Bevor er fortging, verbeugte sich der Prophet ganz tief vor ihnen allen und sagte in seinem fremden Deutsch: „Gebbe Gott Ihnen allen Gesundheit und langes Lebben und viel Glück.“ Und er ging auf Eva zu, berührte ganz sacht ihr Haar und murmelte so etwas, das ähnlich klang wie der Segen, den sie jeden Freitagabend von Papa erhielt. Dabei rieselte es ihr kalt den Rücken hinab, denn schließlich war es doch seltsam, dass ein Prophet,

der sich längst im Himmel befand, auf die Erde zurückkehrte und ihr über das Haar strich. Aber jetzt war sie viel zu müde, um darüber nachzudenken. Als sie von Röschen zu Bett gebracht wurde — diese Nacht blieb sie immer bei den Großeltern —, schlief sie gleich ein.

Aber vorher musste sie sich doch noch einmal wundern, weil nämlich Röschen sagte: „Sowas von acheln, wie der Schnorrer getan hat, ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.“

Trotzdem Eva Röschen immer sehr gut verstanden hatte, diesmal verstand sie sie nicht. Denn ein Prophet konnte doch kein Schnorrer sein, von denen sie wusste, dass man ihnen wohl etwas gab, aber sie nicht besonders gern sah. Nun, und diesen hatte man aufgenommen wie einen lieben Gast, den man erwartete, und mit dem man sich freute. Doch das würde sie alles morgen mit Röschen besprechen, wenn sie von ihr geweckt wurde, denn jetzt war sie wirklich zu müde.

Aber am nächsten Morgen hatte sie es längst vergessen.

Der Prophet ließ ihr jedoch keine Ruhe, und so fragte sie Großpapa, warum er ihn denn eigentlich nicht nach dem feurigen Wagen gefragt hatte, und wie es da oben im Himmel wäre, sie selbst hätte sich nicht getraut zu fragen.

Da hatte Großpapa ihr geantwortet, von einem feurigen Wagen hätte der Prophet nie etwas zu sehen bekommen, aber gestern beim Abendessen, da hätte er sich ganz gewiss im Himmel gefühlt.

Das verstand Eva wieder nicht, und sie dachte, dass die großen Leute doch eigentlich sehr komisch wären und sich oft zu dumm anstellten, nicht einmal die einfachsten Fragen konnten sie beantworten. Als Großpapa sie so nachdenklich dasitzen sah, glaubte er, es ihr schuldig zu sein, sie über diesen Punkt aufzu-klären. Und er versuchte, ihr klar zu machen, dass die Erscheinung des armen Mannes ein Symbol sei. Und wenn Eva ihm auch nicht in allem folgen konnte, so spürte sie doch einen Hauch dessen, was an diesem Gebrauch tief und wahrhaft schön war.

Eva erzählt von Joseph und seinen Brüdern

Immer wieder hatte der Großpapa Eva ihre Lieblingsgeschichte von Joseph und seinen Brüdern erzählen müssen. Eines Tages nun, als die Großeltern bei Evas Eltern zu Besuch waren, meinte der Großpapa: „Evchen, nun könntest du uns eigentlich mal die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern erzählen, damit wir hören, ob du sie auch gut behalten hast.“

„Och, gut behalten hab' ich sie schon, aber du kannst sie doch viel besser erzählen, Großpapa, tu du's lieber.“

„Nein, nein, wir möchten's ja gerade' von dir hören.“

„Wenn sie's doch nicht gern tut, wozu wollt ihr denn das Kind quälen“, meinte die Großmama.

„Och, quälen — so schlimm ist's nicht, Großmama, und wenn ihr's gerne wollt, will ich's wohl tun.“

„Als ich ein kleines Mädchen war wie du, da hat mir mein Vater auch immer die Geschichte erzählen müssen, weil ich sie am liebsten hatte.“

„Du, ein kleines Mädchen, Großmama?!“

Eva sah die Großmama kritisch an.

„Ja, das kannst du dir wohl schwer vorstellen, Evchen, aber ich bin wirklich mal ein kleines Mädchen gewesen.“

„Ich glaub's ja“, sagte Eva und betrachtete die Großmama immer noch etwas skeptisch.

„Und dann musste ich sie auch meiner Mutter wiedererzählen.“ —

„Deiner Mutter? Das war dann wohl meine Groß-Großmama.“

„Urgroßmama“, sagte Evas Mutter, „von der hab' ich dir doch schon erzählt, von meiner Großmama.“

„Deine Großmama? ... Meine Urgroßmama? ... nein, das ist mir zu schwer, das kann ich nicht behalten. Dann will ich

lieber von Joseph und seinen Brüdern erzählen“, lehnte Eva die Schwierigkeit der Ahnenforschung ab, „die kenn ich besser. Also: Es war mal ein alter Herr Jakob, der hatte ziemlich viel Kinder, lauter Jungens, aber die kann ich nicht alle aufsagen, nur die beiden letzten, denn die hießen Joseph und Benjamin, und kommen am meisten vor. Und den zweitletzten, den Joseph, den hatte sein Vater am allerliebsten, denn der war immer sehr brav und gehorsam und zog kein Gesicht, wenn er mal was holen sollte.“

Die Großen lächelten sich verständnisinnig an.

„Und der alte Herr Jakob, der ließ dem Joseph einen bunten Rock machen, nach Maß ...“

„Nach Maß?“ fragte der Großpapa. „Hab ich das ...“

„Ja, und darüber ärgerten sich die andern natürlich kariert, denn die hatten bloß so 'ne olle Kluft von der Stange.“

„Aber Evchen, solche Ausdrücke habe ich doch nicht gebraucht, und die kommen überhaupt nicht in der biblischen Geschichte vor.“

„Och, lass man, Großpapa, dann kann ich's besser, und Heims Onkel Max, der sagt das auch immer.“

„Lass sie nur“, meinte die Großmama.

„Ja, und einmal, da hatte der Joseph einen ulkigen Traum ... ich hab' auch mal 'n ulkigen Traum gehabt von einem Karnickel, das sprechen konnte.“

„So, so“, sagt die Mama, „das ist ja recht lustig, aber nun erzähl' erst einmal weiter“.

„Wo war ich denn noch? weiß schon: Und dann hat er den großen Jungens seinen Traum erzählt. Und die haben sich furchtbar geärgert, weil er ihnen im Traum was zu befehlen hatte. Und sie sagten, er wäre schrecklich eingebildet, und das wollten sie sich doch nicht gefallen lassen, nicht mal im Traum. Na, und eines Tages, als sie auf Tour gingen ...“

„Auf was?“ fragt der Großpapa entsetzt.

„Na ja, das sagt Heims Onkel Max doch auch immer.“

„Nein, Eva, das geht nicht, diese Verquickung von Onkel Max und biblischer Geschichte ...“

„O bitte, Onkel Max, den hab' ich schrecklich gern.“

„Ja, aber deshalb passen seine Ausdrücke aus der Herrenkonfektion doch nicht in die biblische Geschichte. Außerdem gingen die Söhne Jakobs nicht „auf Tour“, sondern, so viel ich mich erinnere, mit ihren Herden auf die Weide“, sagte der Papa.

„Ach ja, richtig, mit all' den Kühen und Ochsen und Lämmern und Ziegen ... das möcht' ich auch schrecklich gern mal, und ich hätt' auch gar keine Angst vor den Kühen ...“

„Das kannst du auch schon noch erleben. Nun erzähl' erst mal weiter“, sagte die Mama.

„Ja, und der Joseph, der war nicht dabei. Der kam von zuhause und wollt' mal eben seinen einen Bruder sprechen. Und als er da nun so anspaziert kam in seinem bunten Rock, da riefen die Großen: Da kommt ja die olle Traumsuse, aber jetzt lassen wir uns das nicht länger gefallen, komm mal her, jetzt schmeißen wir dich in die Kuhle. Und das taten sie auch. Aber den schönen Rock, den hatten sie ihm vorher ausgezogen. Und als sie nun Mittag machten, da sagte der eine: Kinder, das gibt aber 'n mächtigen Krach, wenn der Joseph nicht wieder nach Hause kommt. Den wollen wir man lieber wieder rausholen aus seiner Kuhle. Und das taten sie auch. Und wie da nun gerade Kaufleute vorbeikamen mit Kamelen, da verkloppten sie den Joseph an die Kaufleute.“

„Hab' ich das so erzählt?“ fragte der Großpapa? „Verkloppten?!“

„Na ja, sie haben ihn also verhökert.“

Die Großen lachten. Und der Papa meinte: „Für den biblischen Stil ist sie noch ein bisschen zu ungeschult ...“

„Wenn ihr immer dazwischenredet, dann weiß ich gar nicht mehr, wo ich war.“

„Als die Brüder ihn verkauften“, half die Großmama nach.

„Also schön: Verkauften. Da zog er nun mit den Kaufleuten los. Und die Brüder schlachteten einen Ziegenbock und taten das Blut auf den bunten Rock, damit der alte Herr Jakob nachher denken sollte, die wilden Tiere hätten seinen Jungen aufgefressen und bloß den Rock hätten sie nicht gemocht. Na, und als sie nun nach Hause kamen und den Rock vorzeigten,

da war der alte Herr Jakob natürlich schrecklich wütend und schimpfte die großen Jungens aus: Ihr verdammten Lümmel, habt ihr mir doch wahrhaftig den Joseph auffressen lassen! Ihr seid doch wohl groß genug, dass ihr besser aufpassen könnt!“

Die Großen mussten hier wieder ein Lächeln unterdrücken, und der Papa meinte: „Nun ist's genug, Evchen.“

„Nee, nun kommt das Ulkigste von allem.“

„Das Ulkigste?!“ fragte etwas besorgt der Großpapa.

„Du weißt doch, Großpapa ...“

Großpapa überlegte schnell — auf was Ulkiges konnte er sich nicht besinnen.

„Ja, nun ver.. verkauften sie also den Joseph weiter an einen reichen Herrn, der hieß Herr Potiphar.“

Hier wurde die Großmama etwas unruhig und meinte: „Du kannst es wirklich sehr schön wiedererzählen, Evchen, aber nun ist es wohl genug.“

„Nee, nun wird's erst gerade fein! Die Frau Potiphar, die hatte nämlich dem Joseph mal einen Mantel geschenkt, weil er doch öfter Besorgungen für sie gemacht hatte, und so, und nachher behauptet sie doch, er hätte ihn geklaut, wo doch gar kein Wort dran wahr war, das alte Ekel.“

„Halt mal“, sagte der Papa, „jetzt ist es genug!“

Großpapa schüttelte den Kopf: „Das hätte ich nicht geglaubt, Evchen, dass du es so wiedererzählen würdest.“

„Ich hab' ja gleich gesagt, dass du es viel schöner kannst, aber ich finde, du bist immer viel zu nett zu den ekligen Leuten gewesen, sie war doch wirklich ein altes Ekel.“

„Das schon“, nickte der Großpapa, „aber nun wollen wir Schluss machen.“

„Schade, denn nun kommt das mit Joseph seinem silbernen Becher und mit „mein Bruder Benjamin“ nicht mehr dran. Und das ist das Allerschönste, und da hättet ihr sieben Taschentücher bei nassgeweint, ich wein' auch immer, nicht, Großpapa?“

„Das erzählst du uns das nächste Mal, wenn wir wieder hier sind“, meinte die Großmama.

„Unsere Eva wird gewiss einmal Schriftstellerin“, sagte die Mama, „ihren eigenen Stil hat sie schon jetzt.“

„Nee, was du denkst! So was Albernes will ich nicht werden. Ich will doch Zirkusreiterin werden oder Mama und zwanzig Kinder kriegen.“

„Zwanzig Kinder?!“ entsetzte sich die Mama, „das ist ja ein schöner Vorsatz, aber überlege mal, Evchen, zwanzig Kinder, wenn die nun alle unartig sind, wie zuweilen unsere Eva.“

Einen Augenblick sah Eva nachdenklich vor sich hin, dann hob sie stolz den Kopf, ihre Augen glänzten, sie sah ihre Mutter lächelnd an und sagte: „Dann sind sie’s doch auch nur zuweilen!“

»Aber Großpapa«

„Ich muss dir etwas Trauriges mitteilen, liebes Evchen“, sagte der Papa eines Tages, als Eva aus der Schule kam, „der liebe Großpapa ist heute morgen gestorben.“

Eva starrte ihn an, ohne im ersten Augenblick zu begreifen.

„Mama ist drüben bei Großmama, ich wollte hier auf dich warten, nun wollen wir gleich beide hinübergehen.“

„Großpapa ist?“ Nein, das furchtbare Wort konnte sie nicht aussprechen.

„Ganz friedlich ist er eingeschlafen.“

„Das kann doch gar nicht sein. Vorgestern hat er mir doch noch aus dem Freischütz vorgesungen . . .“

„Komm, mein Kind, es ist nun mal so, und wir müssen uns darein schicken. Jetzt wollen wir die arme Großmama trösten, die natürlich sehr traurig ist und es noch gar nicht fassen kann.“

Auch Eva konnte es noch gar nicht fassen: „Ist das auch wirklich wahr, Papa? Großpapa ist doch noch so jung.“

Hier musste der Papa trotz seines tiefen Schmerzes doch ein wenig lächeln, denn Großpapa war immerhin 79 Jahre alt. Plötzlich fing Eva an zu weinen, die Tränen liefen ihr aus den weitgeöffneten Augen und tropften auf ihr Kleidchen. Sie warf sich dem Vater in die Arme und schluchzte: „Er soll nicht, er soll nicht! Ich habe ihn doch so nötig!“

Der Vater streichelte ihr Haar, er begriff, was sie damit meinte: „Komm, mein Herzchen, du wirst ihn noch einmal sehen wollen, er sieht so friedlich aus, du brauchst dich nicht zu fürchten.“

„Ich mich vor Großpapa fürchten?! O nein, komm schnell, vielleicht. . . vielleicht, wenn ich komme . . .“

Ob Eva wirklich glaubte, dass er dann wieder aufwachen würde? Vielleicht dachte sie es, da er ihr jeden Wunsch erfüllt hatte, dass es möglich sei, es auch in diesem Falle zu tun, wo kein Wünschen mehr half. Dann ging sie mit dem Vater nach Großvaters Haus.

Tapfer ging Eva, nachdem sie die ganz in sich zusammengesunkene Großmama umarmt und geküsst hatte, auf das Bett zu, auf dem Großpapa lag.

„Aber Großpapa!“ sagte sie vorwurfsvoll, und dann, indem ihr die Tränen wieder die Backen hinabliefen: „Großpapa, wach doch wieder auf, bitte, bitte, lieber Großpapa!“ Und dann berührte sie seine Hand, sie fuhr ein bisschen zurück.

Ihre Mutter hatte sie inzwischen in den Arm genommen. „Kalt“, sagte Eva erschauernd, „Großpapa ist ja so kalt! Könnt ihr ihm denn nicht noch 'ne Decke überlegen oder 'ne Wärmflasche machen!“

„Das hilft nun leider nichts mehr“, sagte die Mama.

„O Gott, wie schrecklich“, schluchzte Eva, „das ist doch schrecklich!“

Dann lief sie auf die Großmutter zu und umfasste sie. „Großmama, was machen wir denn nun?“

Und an dem Schmerz des Enkelkinds richtete sich die Großmutter auf. „Ja, Evchen, sieh, wir zwei . . . wir zwei . . .“ Und damit wollte sie wohl ausdrücken, dass sie beide am meisten verloren hatten.

Nach der Beerdigung kamen dann Herren aus dem Bekanntenkreise, um die Totengebete zu sprechen. Darunter befanden sich auch zwei ärmlich gekleidete fremde Männer. Eva wollte dabei sein, und man ließ sie dort. Aber es wurde ihr unheimlich zumute, und besonders die beiden Fremden, die die Gebete mitsprachen, erschienen ihr irgendwie störend in diesem Kreise, und sie musste denken, ob es Großpapa nicht unangenehm sei, nun draußen dazuliegen und nicht teilnehmen zu können, da er doch so fromm gewesen war, wenn er auch nicht gern in die Synagoge ging.

Und plötzlich, mitten zwischen den Trauergebeten, ging ihr eine Melodie durch den Kopf, zu der sich auch die Worte einstellten: „Wenn auch die Wolke sie verhüllet, die Sonne bleibt am Himmelszelt.“ Das war aus der Oper Freischütz, und Großvater hatte es ihr doch vor ein paar Tagen noch vorgesungen. Und auf einmal fing sie zu weinen an, so heftig, wie sie noch nie geweint hatte in ihrem jungen Leben. Denn eine Welt war mit dem Tode dieses alten Mannes für sie untergegangen. Eine Welt

voll Zauber und Fröhlichkeit, voll bunter Geschichten und erhabener Legenden. Ein Tor schlug zu. Und es war ihr, als ob von jetzt ab alles nüchtern sein würde, nüchtern wie in der Schule. Und wenn ihr auch die Liebe der Eltern und der Großmama geblieben war, so fühlte sie doch, dass ihr diese Drei nicht das geben konnten, was Großpapa ihr gegeben hatte. Das, was das Leben noch schöner machte: den Sinn für die Kunst. Sie empfand es nicht so, sie fühlte nur, dass ein großes Tor zuschlug, das ihr den Ausblick in die bunte Weite geschenkt hatte, und dass es vielleicht nie mehr geöffnet wurde. Sie weinte so heftig, dass man sie aus dem Zimmer führte und in der guten Stube aufs Sofa legte, wo sie gleich einschlief.

Von nun an ging Eva sehr häufig zu Großmama, und sie sagte: „Siehst du, Großmama, nun bin ich doch so ein bisschen Großpapa für dich, nicht? Und wenn du willst, kann ich dir auch aus dem „Freischütz“ vorsingen: „Und wenn die Wolke sie verhüllet“. Und du brauchst mir auch gar nichts mehr aus dem Schrank zu geben. Und wir können ja immerzu von Großpapa sprechen, dann freut er sich.“

Da weinte Großmama, küsste sie innig und sagte: „Du bist ein Engel von einem Kind.“

Eva dachte einen Augenblick nach: „Och nein“, sagte sie dann mit Überzeugung, „'n Engel bin ich nun gerade nicht, ich will auch gar keiner sein, denn darf ich doch das alles nicht machen, was ich so gerne mache. Ich bin bloß so schrecklich traurig, dass Großpapa nicht mehr da ist, und dass du nun so allein bist.“

Da fing Großmama wieder an zu weinen: „Gebe Gott, dass ich ihm bald nachfolgen kann.“

„Nein!“ schrie Eva empört, „das wäre ja noch schöner! Alle beide auf einmal! Und ich?!“

„Du hast doch deine lieben Eltern, Evchen.“

Wieder dachte Eva ein wenig nach.

„Das ist nicht dasselbe“, sagte sie dann, „die brauchen mich doch nicht so wie ihr oder ... ich meine ... ich kann das nicht so sagen, Großmama, aber Papa und Mama sind doch 'n bisschen zu jung, und überhaupt . . .“

Großmama verstand ihr Enkelchen schon und küsste es auf die Stirn, als ob sie sie segnen wollte und murmelte dabei: „Der liebe Gott soll dich erhalten, so wie du jetzt bist.“

Schule

Dass es so etwas wie Schule gab, fand Eva äußerst überflüssig.

„Warum soll ich das alles lernen, wenn ich es doch wieder vergesse?“ meinte sie.

Aber das half ihr nichts, die Schule musste sie besuchen, und lernen sollte sie auch. Und mit dem Vergessen war das wohl nicht so schlimm, ein wenig würde schon haften bleiben. Vor dem Lernen zu Hause drückte sie sich, soviel sie konnte. War es nicht viel wichtiger zu spielen? Nur die Turnstunde hatte sie wirklich gern. So am Rundlauf hoch zu fliegen und an der Kletterstange in die Höhe zu klimmen! Da fühlte man doch, dass man etwas vor sich brachte, was man durchaus nicht fühlte, wenn man französische Vokabeln lernen oder sich mit Rechnen abquälen musste. O, dieses Rechnen! Zahlen! Was gingen sie eigentlich Zahlen an? Sie zeichnete lieber „Männkens“, um die sie nachher von Mitschülerinnen gebeten wurde und gern verschenkte, denn sie konnte immer wieder neue machen. Zeichnen war überhaupt sehr hübsch, man dachte sich irgendetwas Lustiges aus und zeichnete darauf los, das war viel netter, als Zahlen schreiben. Wenn auch die Anatomie nicht immer stimmte und die Gesichter meist im Profil gehalten wurden, weil das leichter war, als von vorn gesehen, das machte nichts, und keiner nahm es ihren Männkens übel.

Der Papa hätte gern ein strebsames Töchterchen gehabt, und er plagte sich oft mit Eva ab, um ihr das Rechnen beizubringen, musste es aber bald als hoffnungslos aufgeben.

„Das Kind ist zu denkfaul“, sagte er seufzend zur Mama, und diese lächelte, denn sie war auch einmal ein phantasiereiches Kind gewesen.

Denkfaul war Eva nun gerade nicht, nur, dass ihre Gedanken nach anderer Richtung gingen als in die der Bruchrechnung. Geschichte interessierte sie einigermaßen. Mit der Mythologie und den Helden der griechischen Sage war sie von Großpapa her schon vertraut. Die Geschichten von Herkules, Theseus und vielen anderen brauchte sie gar nicht erst zu „lernen“. Aber eines

Tages hörte Evas Gelehrsamkeit in der Geschichte auf, und der Lehrer sagte betrübt: „Ich habe immer gedacht, Eva May, du würdest einmal ein großes Licht in der Geschichte, aber du bist nur ein faules Persönchen.“

„Das ging Eva gar nicht nah, es gab doch so viel Wichtigeres als gerade die Punischen Kriege.

Am allerbesten gefiel ihr die Religionsstunde beim alten Prediger Freund. Und auch dieser freute sich über die aufmerksame Schülerin, die sich in der biblischen Geschichte schon so gut auskannte, denn das tat sie. Aber mit der Zeit stellte es sich heraus, dass Großpapa, dem Eva dieses Wissen verdankte, seinem Enkelkind zuliebe ein klein bisschen die Bibel gefälscht hatte, indem er sich ihren kindlichen Wünschen anpasste. Das zeigte sich schon, als vom alten Vater Noah und seiner Arche die Rede war. Als es da hieß, dass von allen Tieren nur je ein Paar aufgenommen wurde, hatte Eva gefragt, wie das denn nun mit den „Karnickeln“ (anders nannte sie sie nicht) gewesen wäre, da sie doch immer so viele Junge bekämen und so viel Platz brauchten. Bei Großpapa war die Arche einfach den Karnickeln zuliebe angebaut worden, damit sie ihren Extrastall bekamen. Und so gingen die Fragen weiter durch einen großen Teil der biblischen Geschichte hindurch.

Prediger Freund war ein geduldiger Mann und Kinderfragen gewohnt, er antwortete ihr, soweit es in seiner Macht stand. Als er bei Beginn des Unterrichtes und der Durchnahme der Paradiesgeschichte Eva gefragt hatte, was sie wohl der Schlange geantwortet haben würde, wenn sie an Stelle ihrer Namensschwester Eva gewesen wäre und überredet werden sollte, Gottes Gebot zu übertreten, meinte sie: Dann hätte ich gesagt: „Dummes Biest, halt's Maul!“

Damit wäre ja nun ein- für allemal der Sündenfall im Keim erstickt worden, und der gütige Lehrer lächelte denn auch über diese energische kleine Eva und sagte: „Ich hoffe, mein Kind, dass du in deinem ferneren Leben Gottes Gebote immer hochhalten wirst, und dass du stets das richtige Wort findest, wenn man dich davon abbringen will, es braucht ja nicht gerade so kräftig zu sein.“

Trotzdem Eva ihren Lehrer mit heiklen Fragen stark bedrängte und noch oftmals ihre eigene Meinung und Ansicht in

Dingen der biblischen Geschichte in anderer Art dardat, als es gerade erwünscht war, so bildete sich doch ein schönes Freundschaftsband zwischen ihr und dem alten Lehrer.

Und er sagte zu ihrem Vater, als dieser sich bei ihm nach Evas Benehmen und Wissen in seinem Unterricht erkundigte: „Ihr kleines Mädchen ist ein Kind, das einmal fest im Leben stehen wird und doch immer ein Stück Kindheit sich bewahrt, bei ihr ist Wirklichkeit und Phantasie eine schöne Verbindung eingegangen. Sie ist ein aufrichtiger kleiner Mensch, der frei und offen seine Meinung sagt, den schönen Traum aber für sich behält und weiterspinnt. Ich glaube sie gut zu kennen und habe sie sehr ins Herz geschlossen, man kann Ihnen Glück wünschen zu einem solchen Kind.“

Das hörte der Vater gern und lächelte, und er sah in Gedanken sein kleines Mädchen vor sich stehen, wie es ihn kürzlich gefragt hatte: „Wie kommt das eigentlich, Papa, wir haben doch so kleine Augen und können so große Sachen sehen?“ Und ein anderes Mal: „Ich bin ja so froh, dass ich gerade in unsere Familie gekommen bin.“

Als Eva heranwuchs, bedrängten Fragen sie, die sie aus einer ihr unerklärlichen Scheu ihren Eltern nicht vorzulegen wagte. Es waren Unge-
wissheiten und Unklarheiten in religiösen Dingen. Und wer wäre da besser zuständig gewesen, als ihr alter Lehrer Herr Freund, der ihr ein wirklicher Freund geworden war. Es gab jetzt viele Warums und Weshalbs, anderer Art als die früheren, die sie in der Religionsstunde an ihn gestellt hatte, und immer verstand der alte Lehrer diese Fragen zu beantworten, diese Zweifel zu zerstreuen. Er sagte niemals: „Man muss das glauben“, sondern suchte immer darzutun, warum man gar nicht anders könne, als alles das gläubig hinzunehmen. Er stellte den lieben Gott nicht dar als freundlichen alten Mann, sondern als eine Macht, die alles beherrschte, was sie geschaffen hat, die man sich bildlich nicht vorstellen könne, die man fühlen müsse. Die man fühlte beim Anblick einer Wiese im Morgenglanz, eines im Kerzenschmuck seiner Blüten prangenden Kastanienbaumes, bei einem Erlebnis, das einem die höchste Freude oder den tiefsten Schmerz gab. Denn auch die Schmerzen kamen von Gott, nur, dass man seine Beweggründe, sie zu senden, nicht erfassen könne. Und Gott sei stets der gleiche gewesen durch alle Jahrtausende

hindurch, wenn auch die Menschen zuweilen an seiner Güte zweifeln wollten und meinten, er sei den Vorvätern nähergetreten als den Menschen der Gegenwart. Das liege nicht an der göttlichen Macht, sondern an der Auffassung der Menschen. Er suchte das Eva in einfachen Worten klarzumachen, was ihr noch undeutlich schien, aufzuhellen.

Eva stellte diese Fragen nicht in der Religionsstunde an ihn, sondern sie besuchte zuweilen ihn und seine Frau, die sie dann immer zu einem Stückchen Kuchen und einer Tasse Kaffee einlud. Denn da die gütige alte Dame wusste, dass ihr Kuchen Eva besonders gut schmeckte, so stellte sie diesen dem Kaffee voran.

Wenn dann aber Kuchen und Kaffee genossen waren, dann sagte Frau Prediger Freund: „Evchen, liebes Kind, du entschuldigst mich wohl, aber ich muss ein paar Besorgungen machen“, oder: „Ich muss die Wäsche einräumen.“

Und es fiel Eva nie auf, dass man so etwas eigentlich nicht tue, wenn man sich Besuch eingeladen hatte, sie wunderte sich höchstens darüber, wie sehr Frau Freund damit ihren Wünschen entgegenkam. Denn in ihrer Gegenwart hätte sie das alles nicht so sagen können, nicht, weil sie Frau Prediger Freund oder die Frau ihres Mannes, sondern ganz einfach, weil sie der, oder vielmehr die Dritte gewesen wäre. Und bei ihren Gesprächen durfte es eben nur zwei geben: einen, der fragt, und einen, der antwortet, aber keinen Dritten, der zuhört. Denn dann hätte Eva sich nicht so aussprechen können, sie hätte Rücksicht nehmen müssen auf diesen Dritten. Und nun traf es sich immer so schön, dass Frau Prediger Freund gerade dann etwas zu tun hatte, wenn sie diese Fragen stellen wollte. Und die gütige alte Frau kam nachher vom Wäscheeinräumen oder von den Besorgungen nie zurück, ohne ein paar ganz besonders schöne Äpfel oder Birnen oder auch ein paar Likörbohnen, die Eva für ihr Leben gern mochte, mitzubringen. Und so kehrte Eva immer wieder dorthin zurück, wo ihre seelischen Zweifel behoben und ihre leiblichen Wünsche erfüllt wurden.

Wenn die Eltern fragten, wie es bei Freunds gewesen wäre, so antwortete sie: „Es war wunderschön, nächste Woche soll ich wiederkommen, wenn ich will.“

Wilde Spiele

Vor der Wohnung von Evas Eltern befand sich ein runder Rasenplatz, der zu den städtischen Anlagen gehörte. Außer struppigem Gras wuchs auf ihm nichts als ein Strauch, der im Sommer kleine rosa Blüten trug, die im Herbst zu weißen Beeren wurden, von den Kindern Knackeier genannt. Man legte sie auf die Erde und zertrat sie mit einem kleinen Knall. Dieser Rasenplatz war weder besonders schön noch nutzbringend, aber für die Kinder gut verwendbar. Besonders ließ sich auf dem niedrigen glatten Eisengitter, das ihn umgab, herrlich balancieren. Wer am weitesten kam, hatte gewonnen, nichts Greifbares, sondern nur die Ehre, am weitesten gekommen zu sein.

Einmal sah Großmama, wie Eva balancierte, und war darüber ganz entsetzt. „Du kannst ja, Gott behüte, dabei zu Schaden kommen, Kind“, hatte sie gemeint. Aber Eva versuchte sie dadurch zu beruhigen, indem sie ihr versicherte, sie mache noch ganz andere Sachen. Zum Beispiel, auf der hohen Mauer vom Nachbargrundstück spazierengehen oder die Telegraphenstange hinaufklettern, so dass Großmama gar nicht aus dem Entsetzen herauskam.

Großpapa aber hatte damals gesagt: „Kinder und Betrunkene haben ihren eigenen Schutzengel.“

Und dann wollte er einige Kunststücke aus seiner Jugendzeit zum Besten geben, aber Großmama fiel ihm ins Wort: „Lass, das Kind ist ein Mädchen, und du warst 'n Junge.“

Woraufhin Eva meinte: „Jungens können sich doch gerade so gut den Hals brechen wie Mädchen.“

Auf besagtem Rasenplatz spielten sich die herrlichsten Spiele ab: „Letzten abschlagen“ oder „Räuber und Gendarm“.

Der Papa fragte zuweilen: „Wann machst du eigentlich deine Schularbeiten, mein Kind?“

Und Eva antwortete: „Wenn ich gerade nichts zu spielen habe.“

Hier also trafen sich die Freunde, die sich um Eva herum kristallisiert hatten. Hänschen Mohr, der erste Mann, der in

Evas Leben getreu war, damals im Kindergarten, Kalla Wedemann, der Nachbarssohn, und Max und Moritz Heim. Ja, so hießen die beiden Brüder. Erst als der jüngere seinen Namen weg hatte, fiel es den Eltern auf, dass, außer dem Großvater mütterlicherseits und dem Onkel väterlicherseits, noch Wilhelm Busch bei dieser Zusammensetzung bedrohlich auftauchte. Und das war in gewisser Weise verhängnisvoll, denn wenn Max und Moritz etwas verübt hatten, was aus dem Kreis der Tugend hinauswies, beriefen sie sich immer auf diese Vorbilder und meinten, dass sie überhaupt die Verpflichtung hätten, so etwas zu tun. Als sie das Buch zum ersten Mal sahen, hatten sie angenommen, es wäre auf sie hingeschrieben worden, und gemeint, sie müssten nun auch alle diese Streiche ausführen.

Zuweilen kam auch Ruth Beermann, die früher mit Eva im Kindergarten gewesen war, und jetzt dieselbe Schulklasse besuchte. Aber bei den wilden Spielen konnte sie nicht mittun, da sie nach dem Laufen immer starkes Herzklopfen bekam und husten musste.

Zwischen Evas Freunden gab es selten Streit. Sie waren sich über ihre dummen Streiche immer einig. Wohl gab es Meinungsverschiedenheiten, die auch zuweilen in eine Keilerei ausarteten. Und als Eva einmal sagte: „Haut euch doch nicht, streckt die Zunge raus, und fertig!“ meinte Hänschen Mohr: „Jungens müssen sich hauen, damit sie Luft kriegen.“ Dieses konnte Eva verstehen, sie hätte auch zuweilen gern mal jemandem eine Ohrfeige gegeben ohne eigentlichen Grund, nur so aus der Lust heraus, einem eine runterzuhauen.

Eines Tages nun, als Eva gerade wieder still für sich Übungen am Reck machte, um die Riesenwelle herauszubekommen — ein Traum, der leider nie in Erfüllung ging — hörte sie die Freunde, die gerade beim Murren waren, streiten, und sah, dass Kalla Wedemann im Begriff war, fortzugehen. Dabei hörte sie ihren Namen nennen, ließ sich von der Turnreckstange abgleiten und lief hinzu: „Was ist los?“

Die Jungen sahen sich verdutzt an und wurden alle rot. Schließlich sagte Hänschen Mohr: „Kalla will nicht mehr mittun, weil . . .“

„Ne, ich tu auch nicht mehr mit“, sagte Kalla und wandte sich zum Gehen.
Eva hielt ihn am Ärmel fest: „Was haste denn?“

Max und Moritz verhielten sich merkwürdigerweise still.

„Na, los“, rief Eva energisch.

Da stotterte Kalla: „Max und Moritz haben ... ja, die haben gesagt, sie wollten . .
. .“

„Sei doch still!“ rief Max.

Und Moritz: „Wenn du nicht still bist, kriegst du 'ne Backpfeife!“

Diese Drohung aber löste Kallas Zunge: „Ja, sie haben gesagt, sie wollten dich heiraten, wenn sie groß wären. Da hab' ich gesagt, das könnten sie nich, weil se doch zweie sind, und weil . . . weil ich das überhaupt schon längst wollte.“

„Ja, und da habe ich gesagt“, fiel Hänschen Mohr ein, „da müssten sie doch überhaupt erst dich fragen.“

Eva sah von einem zum andern. Die Gebrüder Heim standen verlegen da. „Seid doch nicht so albern“, sagte sie, „ich heirate euch einfach alle, dann bleiben wir immer zusammen.“

„Das ist doch Unsinn, Eva“, rief Max Heim entrüstet, „das weißt du ganz genau, wir haben's bloß aus Spaß gesagt, weil wir doch immer alles zusammen machen.“

„Quatsch! Wenn ich heirate, heirate ich überhaupt nur einen Clown, weil der einem immer so viel Spaß vormachen kann.“

„Clown?!“ schrien alle entsetzt.

„Ja“, nickte Eva, „das große Maul und die Stülpnase, das geht ja alles beim Waschen ab.“

„Spaß vormachen“, meint Moritz Heim nachdenklich, „das können wir ja auch.“

„Ach, ich weiß noch gar nicht, vielleicht heirate ich überhaupt nicht und werde Springreiterin, dann brauch' ich gar keinen Mann.“ Damit war die Frage erledigt.

Wenn Eva an ihre Zukunft dachte, sah sie aber doch einen Mann neben sich und ein Kind in einem Kinderwagen,

den sie und der Mann abwechselnd vor sich herschoben. Das war etwas ganz Selbstverständliches, die Familie. Wer der Mann sein würde, darüber machte sie sich keine Gedanken, irgendeiner würde es schon sein. Und er brauchte auch gar nicht vom Zirkus zu kommen, er durfte ruhig einen andern Beruf haben. Am liebsten sollte er so sein wie der Papa, so ernst und dabei so freundlich und manchmal selbst wie ein Kind. Er konnte auch Rechtsanwalt sein, wenn er wollte, aber nötig war es gerade nicht.

Zukunft

Als Hänschen Mohr einmal sagte, er wolle Seemann werden, meinte Eva: „Dann kann man dich also nicht heiraten.“

Und als er fragte, warum nicht: „Denkst du vielleicht, ich will einen Mann haben, der immer auf dem Wasser herumschwimmt, nee, ich will 'nen trockenen Mann.“

„Dann nimmt mich doch“, sagte Kalla Wedemann schnell, „ich übernehme Vaters Anstreicher-Geschäft.“

„Die Tünche ist doch auch nass“, meinte Hänschen Mohr, und Moritz Heim sagte pikiert: „Lasst se doch, sie will doch 'n Clown.“

Wie das mit dem Heiraten nun auch sein mochte, ein Kind wollte Eva jedenfalls haben. So ein kleines, warmes Kind, das sich vertrauensvoll an einen anschmiegte, dem man später die ersten Schrittchen beibrachte und die ersten Worte, das man pflegte und fütterte und für das man sich sorgte. Aber wie kam man eigentlich zu einem Kind? Bisher hatte Eva sich wenig Gedanken über diesen Punkt gemacht, aber nun ging ihr das doch zuweilen durch den Kopf.

Einmal hatte sie die Mama danach gefragt, die ganz rot geworden war, das hatte sie wohl bemerkt. „Das wirst du später schon erfahren, Evchen“, hatte sie gesagt, aber damit ließ Eva sich nicht abspeisen. Großpapa wird's mir bestimmt sagen, dachte sie.

Aber Großpapa lächelte nur und meinte: „Ja, das ist so 'ne Sache. Aber du weißt doch, dass der Klapperstorch . . .“

„Lass man, Großpapa“, unterbrach ihn Eva, „das weiß ich wohl, aber das glaube ich lange nicht mehr. Wie das aber wirklich ist, das kann ich mir gar nicht denken.“

Großmama, die soeben in die Stube kam, und das letzte gehört hatte, sagte: „Der liebe Gott schickt den Eltern die Kinder, Evchen.“

„Ja, aber wie?“

„Das ist sein Geheimnis.“

Mit dieser Antwort gab Eva sich vorläufig zufrieden, aber so ganz genügte sie ihr doch nicht.

Kurz darauf erhielt sie ihre Aufklärung durch Kalla Wedemanns Kaninchen. Das war ganz einfach und anschaulich. Sie fand gar nichts dabei, auch nicht, als Kalla sagte: „Und bei den Menschen ist das gerade so, bloß nicht so viel auf einmal.“

Ihre Eltern aber überraschte sie beim Mittagessen mit der Ankündigung: „Ich werde 'ne Menge Kinder kriegen wie die Karnickel, bloß nicht so viele auf einmal.“

Aber es gab noch ein anderes Zukunftsbild. Der Zirkus war allmählich verblasst, so dass Springreiterin oder Akrobatin nicht mehr im Mittelpunkt ihrer Zukunftsträume standen. Das Theater rückte an seine Stelle. Eine von ihrer Klasse, Lore Fischer, hatte damals nach der Dornröschen-Aufführung gesagt, sie wolle auch so eine vom Theater werden, eine Schauspielerin und dann selbst das Dornröschen spielen. Das wäre vielleicht auch so etwas für sie, meinte Eva, sie konnte ja so gut allen möglichen Leuten nachmachen, und aufgeführt hatte sie doch schon oftmals. Einmal kam sie als Gärtnerjunge in einem Anzug von Moritz Heim und mit einem großen Blumenstrauß zum Geburtstag von Großpapa, ein anderes Mal als Bauernmädchen, und beinahe hätte sie auch im Purimspiel mitgespielt, aber da hatte sie leider den Stickhusten bekommen und durfte nicht mal hingehen, um es anzusehen. Im nächsten Jahr aber spielten sie zu Purim ein Stück, bei dem sie leider keine Kinder gebrauchen konnten.

Vielleicht wäre das wirklich etwas für sie, aber das hatte Zeit, bis sie groß war. Vorläufig ging es ihr ja noch sehr gut. Jetzt kam das Neujahrsfest, auf das sie sich schon freute. Das war sehr schön, da ging sie wieder mit in die Synagoge, und wenn dann das Schofar geblasen wurde, bekam sie immer einen furchtbaren Schreck, aber zugleich war es wunderbar, und sie achtete immer scharf darauf, ob nicht die Wände ein bisschen wackelten wie in Jericho, das doch eingefallen war von den Posaunenstößen.

Jetzt musste sie sich aber wirklich schon ein bisschen zusammennehmen und über ihre Sünden nachdenken, denn das war doch der Tag, an dem der liebe Gott das goldene und das schwarze Buch aufschlug, um die Menschen in das eine oder

andere einzuschreiben. Und sie wollte gleich in die Küche gehen und Minna bitten, nicht böse zu sein, weil sie vorhin zu ihr gesagt hatte: „Du bist ein Döskopp.“ Das hatte sie gar nicht böse gemeint, aber vielleicht hatte Minna es trotzdem übelgenommen. Und dann konnte sie auch gleich eingestehen, dass sie gestern drei Pflaumen von dem selbstgebackenen Pflaumenkuchen in der Speisekammer stibitzt hatte. Vielleicht fiel ihr auch noch etwas anderes ein. Richtige Sünden waren das ja wohl nicht, richtige Sünden waren wohl nur für die Erwachsenen da, und sie war ja noch ein Kind.

#

Sünde

Neujahrsfest Eva war mit ihren Eltern in die Synagoge gegangen und war bisher aufmerksam dem Gottesdienst gefolgt. Eben wurde Kaddisch gesagt.

„Jisgadal wejiskadasch . . .“

Wie eine Mauer standen sie, oben die Frauen, unten die Männer. Eva war auch mit aufgestanden, und Fräulein Jettchen Gumpert, die gerade hinter Eva saß, trocknete sich die Augen, so dass es weithin nach Eau de Cologne roch, die sich die beiden alten Fräulein Gumpert zu allen hohen Feiertagen aufs Taschentuch gossen. Fräulein Jettchen weinte bei jeder Gelegenheit, die dazu angetan war, wehmütige Gefühle auszulösen. Ob es sich nun um eine Barmitzwa handelte oder eine Trauung, das blieb sich gleich. Die weihevollen Rührung hielt sie jedoch nicht ab, gleich wieder von profanen Dingen zu reden. „Wenn's Hühnchen nur weich wird“, meinte sie besorgt zu Fräulein Johanne, während ihre Stimme noch in verhaltenem Schluchzen bebte.

„Wozu is's Mädchen denn da“, erwiderte Fräulein Johanne etwas unwirsch.

„Es is aber nich mehr ganz jung.“

„Ja, du Schlehmitte, was lass' ich mir auch ein altes Huhn aufschwätzen!“ . . .

Eva drehte sich entrüstet um . . . Aber da zog Mama sie am Ärmel, gab ihr ein aufgeschlagenes Gebetbuch in die Hand und wies auf eine bestimmte Stelle, die sie beten sollte. Sie fing gehorsam an, aber es war recht langweilig, immer wieder dasselbe. Ihre Gedanken schweiften ab, und bald fingen auch ihre Augen an umher zu wandern. Sie blieben auf Frau Goldberg haften, die mit dem Rücken ihr zugewandt stand und betete. Es imponierte ihr immer sehr, wenn die Frauen zum Gebet aufstanden, und sie hätte das auch für ihr Leben gern öfter getan, aber sie schämte sich.

Plötzlich bemerkte sie, wie unter Frau Goldbergs Taille ein graues Band zum Vorschein kam. Sie musste sich alle Mühe geben, nicht laut aufzulachen. „Da preist sie nun Gottes All-

macht und Herrlichkeit und weiß nicht, dass ihr hinten das eklige Band raushängt“, dachte sie und stopfte sich das Taschentuch in den Mund. Dann sah sie schnell wieder in ihr Buch, um die bösen Gedanken durch Gebet zu sühnen.

„Der du die Sonne leuchten lässt über uns“ . . . stand da.

Ja, die Sonne leuchtete wirklich. Sie schien durch die bunten Fenster hindurch, tauchte den Almemor in grünes Licht, warf einen orangefarbenen Klecks auf Dr. Hirschfelds Zylinder, goss eine Purpurflut über Max Heims weißen Matrosenkragen und ließ den alten Rosenthal in einem Meer von Violett herumblättern.

Eigentlich war es doch wunderhübsch da unten: Der weiße Sammetvorhang, der den Schrank mit den Thorarollen bedeckte, die bunten Sonnenlichter, die Kerzenflämmchen. Sie musste immer an „Aladin und die Wunderlampe“ denken, besonders wenn der geheimnisvolle Schrein unter Gesang geöffnet wurde, und man in die Gold- und Silberpracht hineinblickte. Wie hatte sie Herrn Fränkel vorhin beneidet, der die Gesetzesrolle wieder einkleiden durfte. Wie ein kleines Kind hatte er sie erst gewickelt und ihr dann das kostbare Sammetmäntelchen und all die glitzernden Zierate umgehängt. Und als ob sie ein geliebtes Kind wäre, so hatte er sie an sich gedrückt, sorgsam und zärtlich.

Eva sah wieder in ihr Buch: . . . „Dein, o Herr, ist alle Herrlichkeit, der Himmel und die Erde und alles, was sie schmücket.“ Durch das seitliche Fenster, das keine bunten Scheiben hatte, sah sie gerade auf eine weiße Mauer, die förmlich in Sonne gebadet war. Hie und da ergoss sich eine Laubwelle über die rote Ziegelkrönung: dunkelgrünes Laub mit feuerfarbenen Flecken, ganz purpurrotes oder gelb und rot gesprenkeltes. Darüber ein tiefblauer Himmel. Eben flogen ein paar Tauben vorüber und hoben sich silbern von dem leuchtenden Blau ab. Wie schön hatte der liebe Gott doch das alles gemacht! Sie war ihm dankbar dafür und auch dafür, dass sie es zu Hause so gut hatte und auch alle fremden Leute so nett zu ihr waren. Ein heißes Glücksgefühl durchströmte sie. Ja, sie war doch eigentlich ein sehr glückliches Kind. Sie nahm sich fest vor, ein guter Mensch zu werden, an dem jeder seine Freude hatte. Nie mehr würde sie der alten Frau Herz ihren Zungenfehler nachmachen oder die Füße einwärts setzen und hin- und herwackeln, wie Julius Cohn.

Ja, sie würde sich sogar Mühe geben, Fräulein Johanne Gumpert gern zu haben, und das wollte doch etwas heißen. Aber der liebe Gott hatte geboten, seinen Nächsten zu lieben, und sie musste ihm auch mal etwas zu Gefallen tun. Versuchen konnte man es also immerhin . . . Sie war ganz in ihre guten Vorsätze vertieft, als das Gespräch hinter ihr wieder anfang.

„Nun sieh dir bloß den meschanten Hut von der Rosa Meyer an, da hat die Löwenthal sie mit angeschmiert“, sagte Fräulein Johanne Gumpert. „Voriges Jahr wollt ihn kein Mensch haben, ich kenn ihn wieder, wenn sie auch 'ne andre Feder drauf garniert hat.“

Eva seufzte, es war doch sehr schwer, das mit dem „Nächsten“ lieben.

Jetzt wurde ein Lied gesungen. Das war immer eine besondere Freude für Eva: einmal klang es sehr schön und machte alles viel feierlicher, und dann schnitten einige von den Frauen so komische Gesichter dabei. Sie sahen gegen die Decke und atmeten so tief, als ob sie jeden Ton aus dem Magen heraufholen wollten, das war sehr lustig. Der Gesang verhallte, Frau Goldberg sang, wie stets, noch einen Ton hinterher.

„Sie muss ja immer 's letzte Wort haben“, tuschelte Fräulein Johanne Gumpert.

Dann hustete Prediger Freund, da fing also gleich die Predigt an. Schnell las Eva die Seite im Gebetbuch herunter, um vorher noch mit dem Gebet fertig zu sein.

„. . . und erfülle die Wünsche unseres Herzens, falls sie dir angenehm sind. Amen.“ Sie seufzte erleichtert auf und dachte daran, dass sie sich eine „Eins“ unter den Aufsatz wünsche und O-Fehler im französischen Extemporale, dass sie sich wünsche, keine Ärmelschürzen mehr tragen zu brauchen, und dass sie sich innigst einen Ring mit einem Herzchen dran wünsche.

Der Prediger war schon mitten in seiner Predigt und sprach über die Versuchung von außen und innen, als sie mit ihren Wünschen fertig war.

. . . Hütet eure Seelen vor bösen Stunden, lasset nicht herannahen Begierde und Versuchung, schmiedet um euch den Panzer des Glaubens.“

Eva fühlte sich von einem plötzlichen Schreck durchzuckt, gleichzeitig war es ihr, als löse sich etwas Graues, Schattenhaftes von der Decke und schwebte zu ihr herab. Sie blickte empor und sah zwischen den goldenen Sternen auf dem Himmelsblau des Plafonds den feuchten Fleck, den sie dort schon oft gesehen hatte. Aber heute sah er aus wie ein ernster Mann mit tiefliegenden Augen unter einer hohen Stirn und mit einem Bart, der sich in der blauen Höhe verlor. Er starrte sie an, — das war das Gewissen. Wie hatte sie auch das nur vergessen können, was sie seit zwei Tagen verfolgte und peinigte, wenn sie sich auch alle Mühe gegeben, darüber hinwegzugehen. Da saß sie nun den ganzen Morgen über in der Synagoge am Neujahrstage, und hatte nicht ein einziges Mal an ihre Sünde gedacht. Erst als der Prediger von den Begierden sprach, da ist es ihr wieder eingefallen. Vorgestern in der Pause auf dem Schulhof war es gewesen, sie hatte ihr Butterbrot schon verzehrt gehabt, als Mariechen Funk gerade in das ihre hineinbeißen wollte. Es war eine große Brotschneide mit einem rosaroten Stück Schinken darauf. Die Sonne schien wie heute und ließ es ihr so recht in die Augen leuchten. Da trat die Versuchung von außen an sie heran und die Begierde von innen. Und sie sagte: „Du, Mariechen, lass mich mal abbeißen.“ Und Mariechen hielt ihr bereitwillig das Butterbrot hin, und sie biss hinein. Es schmeckte sehr gut, aber im selben Augenblick, wo sie den Bissen herunterschluckte, fuhr es ihr durch den Kopf, dass sie ein Gebot Gottes übertreten hatte. Sie spuckte aus, aber das half nichts, der Bissen war schon herunter. Sie hatte es zuhause nicht erzählt, sie wollte die Eltern nicht betrüben, wollte es mit sich selbst ausmachen. Wie aber nun, wenn der liebe Gott sie jetzt strafte, wenn er sie, anstatt in das goldene Buch des Lebens, in das schwarze des Todes einschrieb, heute am Tage der Abrechnung.

Leise rührte sie an dem Ärmel ihrer Mutter, das beruhigte sie ein wenig. Ob ihre Mama auch wohl gesündigt hatte, oder ihr Papa? Nein, gewiss nicht, ihre Eltern waren ja so fromm und gut, die hatten nie mit Bewusstsein ... hatte sie es denn mit Bewusstsein getan? Ja, sie glaubte bestimmt, dass sie es schon vorher gewusst, bevor sie in das Butterbrot gebissen hatte. Es durchrieselte sie kalt, und dann wurde ihr wieder ganz heiß. Wie stark die Eau de Cologne aus Gumperts Taschentüchern roch!

... „Pocht an euer Herz und fragt euch ...“

Es war sehr schwül, fast wie im Juli. Die Sonne warf durch die bunten Fenster farbige Flecken in den Raum. Sie hatte sich fest vorgenommen, bei der Predigt gut aufzupassen. Papa freute sich immer so, wenn sie etwas davon behalten hatte, aber von dem scharfen Aufpassen wurde man ganz müde. Ach ja ... ganz müde ...

... „Er hat eure Sünden gezählt, er sühnt die Missetaten und rechnet ...“

Ach ja, rechnen! Übermorgen in der Schule ging das wieder an. Wenn man doch immer Turnstunde haben dürfte! So am Rundlauf, eins, zwei, drei, los! Dann schwebte man über die Erde hin ganz leicht, ganz frei, als ob man nie auf ihr herumgelaufen wäre.

... „Und wie er das blaue Zeltdach des Äthers ausspannt ...“

Bis da hinauf konnte man ja fast springen am Rundlauf, eins, zwei ... da war ja schon das blaue Zeltdach des Himmels, die Sonne leuchtete hindurch, alles war von einem zitternden, goldenen Licht erfüllt. Und mitten darin, da ... da saß ja ... der liebe Gott. An einem Mahagonischreibtisch saß er, auf dem eine Figur aus Marmor stand, die hieß Nathan der Weise. Ganz genau wie bei Großpapa. Das war sonderbar. Der liebe Gott sah aus wie der Moses vorn in Mamas Gebetbuch. Er trug auch so ein weißes faltiges Gewand, und aus seinem Haupte schossen zwei goldene Strahlen hervor. Rechts vor ihm lag das goldene Buch des Lebens, links das schwarze des Todes. Der Erzengel Michael stand mit einer Liste neben ihm, gerade so eine, wie der Gemeindediener sie hatte, mit einem blauen Pappdeckel darum. Daraus las er die Namen aller Gemeindemitglieder ab. Bei den Frauen hatte er angefangen, und es ging der Reihe nach, gerade wie sie saßen. Immer, wenn er einen Namen aufgerufen hatte, besann sich der liebe Gott, überlegte wohl auch erst mit dem Engel, und dann trug er ihn in eines der beiden Bücher ein. Eine schreckliche Angst ergriff Eva, bald würde sie selbst an die Reihe kommen.

Eben las der Engel „Fräulein Johanne Gumpert“.

„Sie ist fromm“, sagte der liebe Gott.

„Aber sie schwätzt immer während des Gottesdienstes“, erwiderte der Engel.

„Sie ist gut gegen Arme.“

„Aber sie schimpft den ganzen Tag mit dem Dienstmädchen, und sie schließt die Butter ein, damit sie nicht dran kann, und sogar das Brot.“

„Sie ist sehr sparsam, aber sie tut im Geheimen viel Gutes.“

„Sie hat ein gefährliches Mundwerk, man muss sich vor ihr in acht nehmen.“

„Sie hat viel Schweres durchgemacht“, sagte der liebe Gott, und damit schrieb er sie in das goldene Buch des Lebens ein.

Zu merkwürdig, wie genau sie dort oben alles wussten. Noch neulich hatten Mama und Frau Heim sich über Gumperts unterhalten und genau dasselbe gesagt.

Doch nun ging es weiter. „Fräulein Jettchen Gumpert“, fuhr der Engel fort. Bei ihr gab es weiter keine großen Schwierigkeiten.

„Sie ist 'ne Schlemihlte“, sagte der Engel und lachte, „aber eine brave Seele“, erwiderte der liebe Gott und lächelte.

Immer weiter ging es. „Lieber Gott“, betete Eva, „schreib' mich doch ein in das Buch des Lebens, bitte, bitte, ich hab' ja doch vorher gewusst, dass es nicht recht war, als ich abbiss, und ich hab's nicht mal meinen Eltern gesagt, weil ich Angst hatte. Aber es tut mir ganz schrecklich leid, und ich tu's nie wieder, da kannst du dich fest drauf verlassen, lieber Gott. Nimm's mir bloß dies eine Mal nicht übel, ich will auch ein guter Mensch werden, ganz sicher, keinem werde ich mehr nachmachen und nicht mehr ablesen und vorsagen in der Schule. Und ich will sogar Johanne Gumpert die Hand geben und ihr zum Neujahr gratulieren, trotzdem ich sie nicht ausstehen kann.“

Der Engel sagte jetzt: „Frau Hanna May“.

Ihre Mama! Eva fühlte ihr Herz bis in den Hals hineinschlagen. Freudig, und ohne ein Wort zu verlieren, griff der liebe Gott nach dem goldenen Buche, und auch der Engel machte keinerlei Einwendung. So glatt war es noch bei keiner einzigen gegangen, Eva war ordentlich stolz. Aber dann ... Eva May ... Ihr Herz hörte auf zu schlagen. Die Gewissensaugen von der Decke waren starr auf sie gerichtet. Langsam griff der liebe Gott nach dem goldenen Buch.

„Sie hat ja in das Schinkenbrot gebissen“, sagte der Engel. „Und sie hat's vorher gewusst, dass es Sünde war.“

„Sie ist ein Kind“, sagte Gott.

„Aber sie wusste doch, dass es Sünde war.“

„Vielleicht hatte sie's im Augenblick vergessen“, sagte der liebe Gott.

„Na“, meinte der Engel zweifelnd.

„Sie hat es tief bereut und will ein guter Mensch werden“, sagte der liebe Gott, „und sie ist doch überhaupt ein so liebes Kind, mein Evchen ...“

Und auf einmal sah der liebe Gott gar nicht mehr aus wie Moses, sondern genau wie Großpapa ausgesehen hatte, wenn er sagte „Ja, ein Schlingel is sie, aber sie soll doch ein Stück Pflaumenkuchen haben.“

Da lief sie plötzlich auf den lieben Gott zu, kletterte auf seinen Schoß und barg ihren Kopf an seinem alles umfassenden, gütigen Vaterherzen.

Der liebe Gott räusperte sich, es klang wie das Räuspern ihres Papas, das sie immer aus dem Räuspern und Husten da unten heraushörte. Die Eau de Cologne duftete ...

„... Und so lasst uns denn sprechen den Segen unserer erhabenen Religion ...“

Eva fühlte einen leichten Schlag auf die Schulter. Sie öffnete die Augen ganz weit. Die Mama, die schon aufgestanden war, winkte ihr zu, sich auch zu erheben, denn der Prediger war nun mit seiner Predigt zu Ende und sprach zum Schluss den Segen über die Gemeinde.

Eva hätte aufjauchzen mögen. Es war ja gewiss nicht recht, dass sie während der Neujahrspredigt eingeschlafen war, aber das hatte der liebe Gott wohl extra so geschehen lassen, um ihr im Traum zu zeigen, dass er ihr vergeben habe und sie in das Buch des Lebens einschreiben würde. Ja, im Traum hatte er ihr das verkündigt, gerade wie damals dem Pharao die sieben fetten und die sieben magern Kühe, nur viel deutlicher, denn sie brauchte keinen Joseph, der ihr den Traum auslegte.

„Gott, was für 'ne Chamime“, stöhnte Fräulein Johanne Gumpert und fächelte sich mit dem Eau de Cologne-Tuch. „Aber die Predigt war großartig“, sagte ihre Schwester.

„En kelaueinu, en kadauneinu“, jubelte die Gemeinde.

Liebe und Logik

Eva lernte: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, . . . neunzig, dachte Eva, und war dann sehr enttäuscht, als es hieß, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Was war aber nun Mühe und Arbeit? Treppenscheuern, Waschen? Obsteinkochen?, oder die vom Papa im Büro? Sie selbst hatte ja auch gerade genug Mühe und Arbeit, z. B. mit Bruchrechnung und französischen Vokabeln, mit den Städten in Spanien und den Punischen Kriegen. Aber damit brauchte man sich jetzt noch nicht den Kopf zu zerbrechen, erst später, wenn man anfing, sehr alt zu werden, so gegen vierzig Jahre.

Was wohl aus all den Mädeln in ihrer Klasse würde, ob vielleicht eine berühmt wurde, so dass man sie nur „die“ nannte, „die May“ zum Beispiel. Und was würde mit Ruth und Else? Die standen ihr am nächsten. Else war ja lustig und derb, und manchmal konnte sie auch frech sein. Die kam gewiss gut durchs Leben.

Aber Ruth? Die war zart und manchmal schon so erwachsen. Einmal hatte Eva etwas Schreckliches gehört, nämlich wie Frau Heim zu ihrer Mutter sagte: „Die Ruth Beermann wird nicht alt.“ Was sollte das heißen? Nach einigem Nachdenken war es ihr klar geworden, dass „nicht alt werden“ jung sterben hieß. Da hatte sie es kalt überlaufen, sie war ganz böse auf Frau Heim geworden. Die sollte sich lieber um Max und Moritz ihre Strümpfe bekümmern, denn die hatten immer Löcher vor den Knien. Sie wollte ihre Mutter fragen, ob das wohl wahr wäre, aber nachher traute sie sich doch nicht, denn vielleicht sagte ihre Mama „ja“, und das wäre doch schrecklich.

Aber sie sah Ruth jetzt mit andern Augen an und verstand auch, dass sie zuweilen so sonderbare Ausdrücke gebrauchte. Ob sie es wohl selbst wusste? Nein, das war gar nicht auszudenken, und sie glaubte es auch nicht. Einmal hatte Ruth mitten im Spiel geseufzt und gemeint: „Ich find' das Leben sehr anstrengend.“

Eva hatte sie erstaunt angesehen: „Anstrengend, wieso?“

„Das kann ich nicht so sagen, aber das fühle ich.“

„Ach was“, sagte Eva, „wenn dein Husten besser ist, dann wirst du auch wieder kräftiger.“

Ruth schüttelte den Kopf: „Nee, nee. Weißt du, ich möcht' so sein wie du, Evchen.“

„Wie ich?“

„Ja, so ... so sicher.“

„Ich, sicher, in was? Vielleicht im Rechnen oder in Geographie, oder in Französisch? Du bist doch in allem tausendmal sicherer als ich.“

„Ach, lass nur“, sagte Ruth mit einer müden Handbewegung, „das mein' ich ja nicht, überhaupt nichts von der Schule, du bist so ... so ... einfach. Nun wollen wir weiterspielen.“

„Na ...“ sagte Eva und wusste nicht recht, ob sie sich gekränkt fühlen sollte, „einfach? ...“

Nachdem sie nun aber den Ausspruch von Frau Heim gehört hatte, konnte sie das alles viel besser verstehen, und Ruth tat ihr so leid, dass sie manchmal Tränen in die Augen bekam, und ihr einen Kuss gab, trotzdem sie sonst gar nicht für Küssen war. Aber dann schüttelte sie das alles wieder ab und meinte: „Ach, dummes Zeug.“ Was wusste denn die dicke Frau Heim! Sie war ja sehr nett, aber die Weisheit hatte sie gerade nicht mit Löffeln gegessen. Das hatte neulich erst Johanne Gumpert gesagt, die hing zwar jedem was Unangenehmes an und war selbst ein Ekel, aber in diesem Falle hatte sie vielleicht doch recht.

Hänschen Mohr, der erste Mann in Evas Leben, der Kindergarten-Kamerad, war ihr vertraut wie ein Bruder, mit dem man aufgewachsen ist, dessen Vorzüge und Schwächen man kennt, vor dem man keine Scheu hat, der einfach dazugehörte. Anders war es mit Max und Moritz Heim, die Eva erst später kennengelernt hatte, und zwar auf der Straße, denn sie wohnten in der Nähe ihres Hauses. Die Straßenfreundschaft war dann in eine Hausfreundschaft übergegangen, und trotzdem Max und Moritz ihren Namen alle Ehre machten, sahen Evas Eltern freundlich darüber hinweg und hatten nichts gegen die Freundschaft einzuwenden. Max, der zwei Jahre älter war als sein Bruder, nahm sozusagen nur als mitausführendes Organ an den wilden Streichen, die Moritz ersann, teil. Sie sahen einander sehr ähnlich, nur hatte Max das idealere und Moritz das realere Aus-

sehen eines hübschen, gesunden Jungen. Zunächst unterschieden sie sich in der Größe, denn Max überragte seinen Bruder um mindestens dreiviertel Kopf. Dann durch die Ohren, die bei Max hübsch glatt am Kopf anlagen, bei Moritz jedoch wie rote Esslöffel abstanden. Sie verehrten Eva beide gleichermaßen, nur dass diese Verehrung sich verschieden äußerte. Max brachte ihr zuweilen eine ganze Tasche voll bunter Puppenlappen mit, die er aus der Schneiderstube des väterlichen Manufakturgeschäfts stibitzte, während Moritz ihr eine Kugel Glaserkitt oder einen dauerhaften Nagel schenkte, Dinge, die seine Hosentasche beherbergte und ihm sehr am Herzen lagen, für die Eva jedoch nicht immer Verwendung fand.

Ihr Vater war ein ernster, tüchtiger Geschäftsmann, besaß einen feinen Geschmack und konnte den Damen, die bei ihm kauften, beratend zur Seite stehen. Ihre Mutter war eine rundliche, gutmütige Frau, ein bisschen phlegmatisch, die sich immer wieder darüber wunderte, wieso gerade sie an solche Jungen kommen musste. Solche Jungen, die immer etwas in Bewegung setzten, während sie selbst doch am liebsten ruhig im Sessel saß und die Welt auf sich zukommen ließ. Max und Moritz machten sich darüber keine Sorgen. Sie fanden ihren Vater imponierend und ihre Mutter recht nett, und wenn sie etwas ausgefressen hatten, so sagten sie: „Nun, haut uns schon durch, dann ist's gut.“ Aber das geschah fast nie, denn der Vater hatte viel zu viel zu tun, und die Mutter hätte sich doch nie an ihre Jungen herangewagt. So lebten sie innerhalb ihrer Familie ein friedliches Leben, mit dem sie ganz einverstanden waren.

Max, der zuweilen recht still sein konnte, dastand oder saß und die Umwelt betrachtete, sagte eines Tages zu Eva, indem er sie von Kopf bis Fuß ansah: „Weißt du, Evchen, später wenn ich den Laden habe, lasse ich dir die allerschönsten Kleider machen, ich habe mir sogar schon welche für dich ausgedacht.“

Worauf Eva erstaunt meinte: „Kleider?! Für mich?! In eurem Geschäft?! Das ist viel zu fein, meine Kleider macht Minna und meine Mama hilft dabei. Das ist für mich gut genug.“

„Nein, ich meine ja auch nur, wenn ich groß bin, und wenn du eine Dame bist ...“

Hier musste Eva furchtbar lachen. Dass sie eines Tages groß sein würde, wusste sie auch, dass sie vielleicht eine Frau, ja, eine

Mutter sein würde, aber dass sie eine Dame sein sollte, daran hatte sie noch nie gedacht. Denn trotzdem ihre Mutter ja auch eine Dame war und eine, die ihr ausnehmend gut gefiel, so hatte sie sich unter diesem Begriff doch immer etwas Geziertes, Affiges vorgestellt, das vor allem bange war und keinen Frosch anfassen konnte.

Max sah sie erstaunt an und meinte: „Einmal wirst du doch eine Dame sein, Evchen.“ Aber Eva schmetterte ihm ein entrüstetes: „Nie!“ entgegen.

Eines Tages, am Spätnachmittag, kam Moritz Heim angelaufen und schrie schon von weitem: „Eva, komm mal schnell runter, Max hat’s Bein gebrochen!“

Eva, die gerade Besuch von Ruth und Else hatte, ließ sie stehn, lief Moritz entgegen und schrie: „Was?! Bein gebrochen?! Ich komme gleich!“

Und zu den andern gewandt: „Ihr könnt nach Hause gehen, Ruth und Else, Max Heim hat’s Bein gebrochen.“

„Was willst du denn dabei tun?“ fragte Else etwas pikiert, während Ruth zitternd fragte: „Das Bein gebrochen? Wie entsetzlich!“

„Jetzt ist gerade der Doktor da, und dann kommt es in Gips“, sagte Moritz wichtig.

„Es wird doch wohl nicht abgeschnitten?“ fragte Eva voller Angst.

„Nee, ich hab doch gesagt, in Gips, und dann wird er wohl ’n paar Wochen im Bett bleiben müssen.“

„Furchtbar!“ sagte Eva.

„Ist gar nicht so furchtbar“, meinte Else, „mein Papa hat auch schon mal ein Bein gebrochen, und nachher saß es schief und musste nochmal gebrochen werden.“

„Schief?! Nochmal gebrochen?!“ Eva blickte sie entsetzt an. Sie sah in Gedanken Max vor sich stehen mit einem schief angewachsenen Bein, und dann wieder mit einem nochmals gebrochenen Bein, dem Tode nah, bleich auf dem Bett liegen. Und auf einmal empfand sie etwas, was sie noch nie im Leben empfunden hatte, ein ganz sonderbares Gefühl, das ihr die Tränen in die Augen trieb, das nicht nur Angst war, sondern noch etwas

anderes, von dem sie aber nicht wusste, was es war. Und Ruth sagte: „Sieh mal, Moritz, wie sie sich erschreckt hat, du hättest ihr das ja auch nicht so zu sagen brauchen.“

„Ach was“, rief Eva, während ihr die Tränen über die Backen kugelten, „ich habe mich gar nicht erschreckt, bloß weil Else das gesagt hat mit dem schiefen Bein.“

„Na, mein Papa ist doch wieder ganz gerade geworden, man sieht auch nicht die Spur mehr davon“, versicherte Else.

Und Moritz meinte: „Er hat überhaupt selbst schuld, weil er doch über unsere Mauer gelaufen ist, da, wo sie so schräg runtergeht, und was Papa doch nicht haben will.“

„So?!“ fuhr Eva ihn an, „sonst fragt ihr doch auch nichts danach, was euer Papa nicht haben will! Und überhaupt, Max ist der Allernetteste von euch allen!“

„Ach, sieh mal an“, sagte Moritz beleidigt, „ich dachte immer, das wäre Hänschen Mohr.“

Einen Augenblick sah Eva ihn ganz verdutzt an, dann sagte sie: „Hänschen Mohr ist ein sehr netter Junge, aber Max ist ... Max, der ist eben anders.“

Ruth meinte, sie wolle jetzt lieber nach Hause gehen, und Else sagte: „Ja, Eva, wenn du dich so hast, dann geh ich auch.“

Und dann gingen sie alle vier auf die Straße hinunter, denn Eva war mitgelaufen, sie hätte da oben doch keine Ruhe gehabt. Und sie band Moritz auf die Seele, ihr gleich mitzuteilen, wie es Max ginge, ob das Bein auch nicht schief angewachsen wäre und gebrochen werden müsste, und wann sie ihn besuchen dürfte.

Und Moritz fragte ganz pikiert: „Wenn ich mir nun das Bein gebrochen hätte, würdest du dich da auch so haben?“

„Natürlich“, sagte Eva, aber sie wurde ganz rot dabei.

Ihre Sorge um das schiefe Bein war umsonst gewesen, und bald durfte sie Max besuchen. Sehr blass lag er in seinem Bett, als aber Eva dann seine Hand drückte und sich zu ihm setzte, wurde er plötzlich feuerrot und sagte: „Evchen, Beinbrechen ist gar nicht mal so schlimm, und jetzt, wo du da bist, da ist es überhaupt sehr nett, das heißt, ich meine ...“

Weiter sagte er nichts. Eva nickte nur ganz ernsthaft: „Ja, und wo es doch nicht schief wird und du wieder so laufen kannst wie sonst, wenn es ganz heil ist.“

Und dann zog sie eine Tüte aus der Tasche: „Himmel, das habe ich jetzt ganz vergessen, hier sind Sahnebonbons drin, die du doch so gern magst. Von meinem Geld“, setzte sie stolz hinzu.

Und Max bedankte sich, als habe sie ihm ein Königreich mitgebracht, schüttelte die Hälfte in seine Hand und ließ die andere in der Tüte. „Die nimmst du wieder mit, Evchen, denn ich weiß doch, du magst sie selbst so gern.“

Da war Eva tief beleidigt, was er denn von ihr denke, aber dann aßen sie beide in stiller Übereinkunft die ganzen Sahnebonbons gemeinschaftlich auf.

Als sie ihren zwölften Geburtstag feierte, überbrachte Max mit einem grade angewachsenen Bein unter herzlichen Glückwünschen ein verschnürtes Päckchen, und Moritz einen Laubfrosch im Glas. Er bemerkte hierzu: „Er sitzt grade auf Schönwetter und muss mit Fliegen gefüttert werden.“

Eva freute sich so über den Laubfrosch, dass sie gar nicht dazu kam, das verschnürte Päckchen von Max zu öffnen. Als sie es dann schließlich doch tat, fand sich darin ein hübsches blaues Buch, mit Goldschnitt und lauter leeren Seiten, auf dessen Deckel stand: Mein Tagebuch. Eva wusste im ersten Augenblick nicht, was sie sagen sollte, sie durchblätterte die teeren Seiten und meinte dann: „Furchtbar fein, ich danke auch vielmals, Max!“

Max war flammendrot geworden und fühlte sich ein bisschen enttäuscht. So standen sie sich einen Augenblick verlegen gegenüber. Dann sagte Max und schluckte dabei, als sei ihm etwas in die „verkehrte Kehle“ gekommen: „Ich habe gedacht ... ich meinte ... vielleicht könntest du da reinschreiben, was du so erlebst, weil einem das doch später Spaß macht, wenn man es liest.“

Das Wort „Spaß“ griff Eva auf und sagte: „Ach ja, wie nett, ich glaub' auch, dass es mir Spaß macht, wenn ich das später lese“, fügte aber skeptisch hinzu: „Ob ich aber reinschreiben kann, das weiß ich noch nicht, denn du weißt ja, ich habe immer so wenig Zeit.“

Max kam sich ein bisschen hereingefallen vor mit seinem Geschenk, das er sich so schön ausgedacht, und machte sich Vorwürfe, dass er Eva nicht lieber doch die kleine Schildkröte geschenkt hatte, wie er das zuerst gewollt, und die doch noch viel

feiner war als der Laubfrosch von Moritz. Doch das war nun nicht mehr zu ändern, und vor lauter Unmut über seinen Fehlgriff aß er so viel Stärkepudding, den er sonst überhaupt nicht anrührte, dass er kurz darauf verschwinden und ihn wieder von sich geben musste. Bei dieser Prozedur aber bekam er einen guten Einfall, den er, zurückgekehrt und noch etwas blass, gleich in die Tat umsetzte. Er sagte zu Eva: „Du, Evchen, wenn dir das Tagebuch vielleicht nicht gefällt, dann kann ich es in 'ne Schildkröte umtauschen oder in Goldfische, was du nun lieber hast.“

Aber Eva sah ihn groß an und sagte entschieden: „Bewahre, ich finde es riesig fein, und wenn ich auch nichts reinschreiben sollte. Und Goldfische finde ich überhaupt sehr dumm.“ Von der Schildkröte sagte sie nichts, und vielleicht hegte sie in einem Winkel ihrer Seele doch den Wunsch, das leere Tagebuch gegen eine, wenn auch nicht sehr eifrige, so doch immerhin lebendige Schildkröte einzutauschen. Aber diesen Zwiespalt überwand sie schnell und fügte sogar noch hinzu: „Wenn ich was in das Tagebuch reingeschrieben habe, dann zeig' ich es dir ganz bestimmt.“ Ein Versprechen, das niemals eingelöst wurde, denn das Tagebuch behielt zeitlebens seine Jungfräulichkeit.

Eines Tages waren Max und Eva allein in Heims Hof, wo Eva Klimmzüge am Turnreck übte. Denn, wenn auch die Zirkuskarriere nicht mehr in Betracht gezogen wurde, turnen war ja für jede Karriere gut. Nach dem dritten Klimmzug, als sie mit roten Backen dastand, um für den vierten Atem zu schöpfen, sagte Max plötzlich: „Evchen, ich möcht' dir schrecklich gern mal 'n Kuss geben“, worauf Eva ihm prompt eine Ohrfeige gab und meinte: „Die hättest du gekriegt, wenn du's getan hättest.“

Er aber sagte tief errötend: „Das war ganz unlogisch.“

Mit diesem Wort wusste Eva nichts anzufangen: „Wenn du frech wirst, werd' ich eben auch frech.“

Max aber beschloss, mit seinen Zärtlichkeiten zu warten, bis Eva einen höheren Grad der Bildung erworben haben würde.

Die tragische Muse

Die unteren Schulklassen hatte Eva nun hinter sich und war bei Herrn Weck in der dritten Klasse. Herr Weck war ein Sonderling, aber seine Stunden waren recht beliebt, weil auch sie sonderlich waren und zuweilen recht vergnüglich. Er ließ z. B. das Gedicht „Kolumbus“ von Luise Brachmann dramatisch darstellen. Er selbst, auf dem Katheder sitzend, gab den edlen Kolumbus, während die Klassenerste den Fernando spielen musste. Eine andere war der Sprecher, der den verbindenden Text zu den Dialogen zu sprechen hatte. Der Rest war das „entfesselte Heer“. Diesem lag es ob, an gewissen Stellen des Gedichts „Blut!!!“ zu schreien, was denn auch aus Leibeskräften ausgeübt wurde. Im Hintergrund des Klassenzimmers stand ein Schrank, in dem sich physikalische Instrumente befanden. Bei der Stelle nun, an der die Entfesselten „Blut“ schreien mussten, und der Sprecher sagte: „schrie das entfesselte Heer“, dehnte sich die Blutrünstigkeit oft so weit aus, dass das Heer mit den Hacken gegen den Physikschränk donnerte, so dass die Leydener Flaschen in die Höhe hüpfen und lebhaft aneinander klirrten. Das gab dann einen Mordslärm, und Herr Weck rief in das Chaos hinein: „Das Heer da hinten soll sich anständig benehmen!“, eine unbillige Forderung, wenn man bedenkt, dass es doch entfesselt war.

Noch manche ähnliche frohe Stunde hatte Eva in dieser Klasse erlebt. Dann rückte sie höher. Aber auch hier unterrichtete Herr Weck, und zwar in der Literaturgeschichte, die sie als neue Stunde erhielten.

Kolumbus und das entfesselte Heer hatte man nun längst hinter sich gelassen und wandte sich der tragischen Muse zu.

„Wir werden uns jetzt mit der „Jungfrau von Orleans“ von Friedrich von Schiller beschäftigen“, hatte Herr Weck gesagt und dann die Frage gestellt: „Weiß eine von euch etwas über dieses Thema?“

Eva fuhr es blitzschnell durchs Gehirn: Großpapa: Meininger. Sie meldete sich.

„Nun, Eva May?“

„Dieses Drama haben die Meininger ganz besonders gut aufgeführt. Immer wieder kamen neue Soldaten über die Bühne,

aber wenn man näher hinsah, waren es immer dieselben, sie hatten nur irgendetwas Neues aufgegriffen, eine Fahne oder so und sich andere Helme aufgesetzt. Und der Herzog von Meiningen hat sich immer selbst darum bekümmert, damit es auch ganz echt historisch wurde ...“

„Sehr richtig“, unterbrach Herr Weck, „aber ich meinte es anders. Wir werden jetzt die „Jungfrau“ verteilt lesen.“

Da Herr Weck die Rollen nach der Körperlänge verteilte, erhielt Eva nur den Dunois, worüber sie wütend war.

Hatte die Jungfrau sie schon durch die Meininger Erinnerung des Großpapas interessiert, jetzt riss die Dichtung sie hin. Bisher war „Judith“ die größte Heldin für sie gewesen, Judith, die dem Holofernes den Kopf abgeschlagen und sich nicht einmal gegrault hatte, ihn in einen Sack zu stecken und mitzunehmen. Aber die Johanna von Orleans hatte auch ihre Meriten, nur, dass sie sich in diesen dummen Bengel von Lionel verliebte, nahm Eva ihr sehr übel.

Jeden Abend, den Gott werden ließ, stand Eva im Nachthemd vor dem Spiegel, versuchte heroisch auszusehen, was ihr meist nicht glückte, und rezitierte: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften ...“ oder „Wehe, weh mir, welche Töne ...“

Bei dieser Gelegenheit war einmal Minna hereingekommen, hatte sie entsetzt angestarrt und gefragt: „Ist dir schlecht, Evchen?“

„Raus!“ hatte Eva ihr zugeschmettert, woraufhin Minna ins Wohnzimmer lief und die Mama holte. Diese kam schnell herbei und fragte auch, ob ihr nicht gut sei.

„Das war doch die Jungfrau von Orleans“, sagte Eva gekränkt, aber diese Minna hat ja keinen Dunst von Schiller. Nein, das hatte Minna auch nicht. Sie hatte andere Sorgen, denn, nachdem ihr Pionier sie sitzen gelassen, suchte sie bei der Infanterie unterzukommen, aber da war auch schon meist alles besetzt.

Die Mama meinte, Eva möchte um diese Zeit doch lieber zu Bett gehen, als sich mit der Jungfrau von Orleans zu beschäftigen, aber sie wollte ihr nur eingestehen, dass sie selbst auch für sie geschwärmt habe.

In der Literaturstunde las Eva ihren Dunois so nachlässig, dass Herr Weck sagte: „Eva May, du scheinst keinen Sinn für das Dramatische zu haben.“

Da hatte Eva einfach gelacht, woraufhin sie wegen ungebührlichen Betragens ins Klassenbuch notiert und der Dunois ihr entzogen wurde. Jetzt übte sie zuhause nur noch eifriger und wurde durch Minna nicht mehr gestört. Sie hatte ihr nämlich anvertraut, dass sie zum Theater gehen wolle, woraufhin Minna zuerst aufgekreischt und dann gesagt hatte: „Dann verstoßen sie dich!“ Sie hatte geschworen, nicht darüber zu sprechen, was sie auch hielt, wenigstens nicht innerhalb der Familie. Ihrem schwer errungenen Infanteristen aber vertraute sie an: „Unser Kind geht bei's Theater, is doch schrecklich, so 'ne anständigen Leute!“ Aber ihr Infanterist hatte „weltmännisch“, — denn er war einige Zeit in Münster gewesen — gemeint: „Es chibt da auch welche unter, die chanz anständig sind.“

Evas Zukunftsbild hatte andere Formen angenommen. Wohl tauchte hie und da noch ein nett aussehender junger Mann und ein bildschönes Kind auf, aber sie wurden immer weiter in den Hintergrund gedrängt durch eine tragische Heldin. Eine tragische Heldin, die, nachdem sie auf der Bühne tot zusammengebrochen war, dennoch ganz lebendig wieder und immer wieder vor eine Beifall tosende Zuschauermenge trat, die ihr Lorbeer und Rosen zu Füßen legte.

Eines Tages sagte Herr Weck: „Die ganze Klasse soll den Prolog und den Monolog der Jungfrau von Orleans auswendig lernen und aufsagen.“ Ja, so sagte Herr Weck, und Evas Wangen flammten. Sie konnte ja beides längst und brannte darauf, es loszuwerden. Blass und mit Herzklopfen kam sie nach Hause, und der Papa, der sie kritisch betrachtete, meinte, ob sie nicht vielleicht Eisentropfen einnehmen müsse, aber die Mama lächelte, sie kannte ihr kleines Mädchen, und wusste, nachdem Eva ihr die Freudenbotschaft mitgeteilt hatte, dass diese Johanna dahintersteckte, von der auch sie einstmals so begeistert war.

Und dann war die betreffende Literaturstunde da, in der jede Schülerin „drankam“. Eva zitterte vor Aufregung, als sie aufgerufen wurde. Aber als sie zu sprechen anfang, fiel alle Angst und Aufregung von ihr ab. Ruhig stand sie da und spürte nichts als die Lust am Sprechen. Sie fühlte sich der Dichtung verwoben, aufgelöst in sie. Ganz ähnlich war ihr zumute, wie damals, wenn sie als kleines Mädchen im Gehölz oder auf der Wiese Blumen pflückte, und Schmetterlinge sie umschwebten. Es war ein unsagbar köstliches Gefühl, ein Sprachrohr dieser Dichtung zu sein, die

Vermittlung vom Dichter zum Publikum, aber das kam ihr alles nicht zum Bewusstsein. Dann hatte sie plötzlich zu Ende gesprochen und stand da in einer großen Stille. Herr Weck räusperte sich und sagte: „Gut. Folgende.“

Aber bevor die Folgende noch aufstand, gab es ein Tuscheln in der ganzen Klasse, und auf einmal lag vor Eva auf der Platte des nicht sehr sauberen Schulbanktisches eine halbe Tafel Schokolade. Das war der erste Lorbeerkranz, den die Welt ihr darbot, und Ruth Beermann hatte ihn gestiftet.

Andern Tages konnte Eva die Schule nicht besuchen, da sie Fieber hatte. Der Arzt brauchte nicht zu kommen, denn die Mama wusste ganz genau, dass es Theaterfieber war, und sie kurierte ihre junge Tochter hauptsächlich durch die Schilderung ihrer eigenen begeisterten Anteilnahme an den Darbietungen der tragischen Muse.

Die Stadt besaß damals noch kein Theater, und Direktor Hünning, der seit mehreren Saisons die Bühne beherrschte, spielte auch in diesem Jahr mit seiner Truppe im Theatersaal der „Harmonie“. Dort, wo Eva ihr erstes Theatererlebnis „Dornröschen“ gehabt hatte, sah sie jetzt mit den Freundinnen zusammen Lustspiele von Blumenthal, Kadelburg und l'Arronge, sowie die Volksstücke und Zaubermärchen von Raimund und Nestroy. Aber auch die Klassiker wurden „herangezogen“, wie der Redakteur des Stadt-Anzeigers bemerkte. Hie und da streute die Direktion eine Rosine in das Ensemble, das zum größten Teil von der Familie Hünning selbst bestritten wurde, indem sie einen Gast von außerhalb kommen ließ. Diesmal war es eine Heroine a. D. eines kleinen Hoftheaters, die „Maria Stuart“ verkörpern sollte. Der witzige Redakteur vom Anzeiger meinte, die „Ruine“ wäre noch zu besichtigen, aber mit Vorsicht, das Heroische aber sei schon merklich abgeblättert.

Eva, die in der Schule ja schon die „Jungfrau von Orleans“, den „Wilhelm Teil“ und die „Minna von Barnhelm“ hinter sich gebracht hatte, war soeben, wenn auch recht passiv, mit der Maria Stuart beschäftigt, die von der Klasse mit verteilten Rollen gelesen wurde. Wie schon früher erwähnt, bekam sie, da sie selbst nicht groß war, und die klassischen Rollen in der Literaturstunde des Herrn Weck nach der Körperlänge verteilt wurden, trotz ihres kürzlichen Erfolges, immer nur kleine Rollen.

Im Fall der Maria Stuart aber hatte sich Herr Weck geradezu unschön gegen sie benommen, indem er ihr die Rolle des Drugeon Drury, Gehilfe des Paulet, mit Brecheisen, übertragen hatte. Zuerst freute sie sich, als sie die Bemerkung „mit Brecheisen“ las, und dachte an sämtliche Kriminalromane, die sie bisher verschlungen, und hoffte, im Verbrecherjargon reden zu dürfen. Aber bei näherer Kenntnisnahme stellte es sich heraus, dass es eine stumme Rolle und doch vielleicht ein Versehen von Herrn Weck war. Wenn man wenigstens die „Maria Stuart“ in der Schule zur Aufführung gebracht und sie mit dem interessanten Werkzeug in der Hand hätte erscheinen dürfen; aber sie wurde ja nur gelesen.

In der „Harmonie“ nun erlebte Eva den Triumph, dass diese Rolle, wie überhaupt die ganze Szene mit dem Brecheisen gestrichen war. Höchstwahrscheinlich geschah das, um Zeit zu sparen, denn die Heroine a. D. hatte zur Bedingung gemacht, dass sie noch am gleichen Abend in ihre Residenz zurückfahren könne.

Bewaffnet mit dem Opernglas, das sie der Mama entlehnte, aber niemals gebrauchte, das sie jedoch als notwendiges Requisite für einen Theaterbesucher hielt, und einer Tüte Sahnebonbons zog Eva, begleitet von Else Flink und Ruth Beermann, der Klassik zu. Alle drei schwärmten für Herrn Direktor Hünning, Carlos, wie sie ihn nannten, da er Karl hieß, und in der Rolle des „Don Carlos“ brillierte.

Wie fasziniert starrten sie auf das Loch im Vorhang, diese geheimnisvolle Öffnung, die ein ganzes Romankapital für sich darstellte und hofften, irgendeinen glühenden Blick aufzufangen. Aber meist war es nur das Auge des Feuerwehrmanns, das hindurchspähte, ob Fritz, der Pikkolo der „Harmonie“, nicht endlich sein „Helles“ bringe.

Das Orchester spielte, etwas dünn, denn es bestand nur aus fünf Musikern, den „Holden Abendstern“ aus „Tannhäuser“, wie Else Flink behauptete, den Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum“, wie Ruth Beermann meine, „Sonst spielt’ ich mit Krone, mit Szepter und Stern“ aus „Zar und Zimmermann“, wie Eva annahm. In Wirklichkeit war es eine musikalische Ausgeburt des Dirigenten, die von all diesem einige Patengaben aufwies.

Nach Verklingen der Musik trocknete Ruth, die immer zwei Reservetaschentücher bei sich führte, die Augen. „Warte doch mit'm Heulen, biste Grund hast“, meinte Eva, und Else: „Es kommt noch viel schlimmer.“

Der Vorhang, den die Jahre etwas mitgenommen, indem Apollos Schönheit durch Farbenverlust gelitten hatte und auch die Musen nicht mehr auf der Höhe waren, rauschte ratenweise, wie er das in der „Harmonie“ immer tat, empor und gab ein Zimmer des Schlosses Fotheringhay frei. Leider war es linksseitig durch das endlich gekommene „Helle“ des Feuerwehrmanns, das stehen geblieben war, etwas entstellt. Aber eine aus der Kulisse gestreckte Hand raffte es schnell an sich.

Maria trat auf. Üppig, sehr üppig. Die berühmte Schnebbenhaubenspitze tief in ein ockergelbes Haargestrüpp eingegraben.

„Also, meine Szene haben sie doch wahrhaftig weggelassen“, flüsterte Eva den Freundinnen zu.

Maria kam, aber anstatt auf Kennedy, ihre brave Amme, zu hören, die ihr erzählte, wie man sie mit Füßen trete und Schmach auf ihr gekröntes Haupt lade, trat sie mit einem knappen „Fass dich“ ganz nah an die Rampe, die Augen starr in die Tiefe des Harmoniesaaes gerichtet, dessen Hintergrund erhellt war. Dann öffnete sie den Mund, aber kein Schillerwort erklang, sondern nur ein heftig zischendes „Ssst“. Das Publikum verhielt sich zunächst still und dachte wohl, das gehöre zum Schiller, oder es sei ein residenzliches Extemporé der Maria. Als das Zischen jedoch nicht aufhörte und Kennedy wie ein angeschossenes Rebhuhn da oben herumflatterte, wandten sich die Blicke des Publikums dem Hintergrund zu, wo sich etwas zu ereignen schien. Es war gar nicht der Rede wert, und der Gast a. D. hätte sich nicht so zu „haben“ brauchen. Es wurden nur ein paar lumpige Zettel für die nächste Vorstellung angeklebt, so dass man dreimal die Ankündigung des „Veilchenfresser“ von der Wand ablesen konnte. August, der Hausknecht, konfiszierte den Leimtopf, und die Sache war erledigt. Der Zettelmann aber habe etwas Unschönes geäußert, verriet den Freundinnen in der Pause Hänschen Mohr, der es von seinem Fünfundzwanzigpfennig-Platz aus mitangehört hatte.

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Es wurde immer lustiger, fand Eva, sie hätte das diesem Schiller gar nicht zugetraut. Mortimer, Herr Direktor Hünning, war ja nun einfach blendend, und dass er einen schlimmen Daumen hatte, der mit einem weißen Lappen umwickelt war, störte durchaus nicht, im Gegenteil, es hatte etwas Pikantes. Die drei Freundinnen begriffen Maria gar nicht, dass sie seine Rettung ausschlug, jede hätte willig drei Königreiche dahingegeben, um an ihrer Stelle zu sein.

Eine große Freude bereitete auch die Königin Elisabeth, die sonst im schwarzen Seidenkleid Salonmütter spielte, die dekorativ den Hintergrund füllten und zum Schluss den Segen gaben. Sie trug in der großen Szene ein stark gerafftes Reitkostüm, das man ihr nicht glaubte, und ein winziges Hütchen mit einer Goldtroddel, die ihr in erregten Momenten immer auf die Nase fiel.

Das Schönste aber sollte noch kommen. Der Leicester des Abends war das, was man einen Roué nannte, ein Provinz-Roué, elegant, noch jugendlich und hübsch genug, um in Backfischherzen, wenn auch keine Liebe, so doch eine gewisse Aufregung hervorzurufen. Er war ein ganz solider Familienvater, nur wirkte seine Familie, ihm zum Vorteil, an einer anderen Bühne. Im Gegensatz zum Direktor, der mit Blicken geizte, blickte er oft ins Publikum, nicht gerade böseartig, aber doch so, dass man mit einiger Phantasie was „drin finden“ konnte. Er war der interessante Mann der Truppe, und die drei Freundinnen fanden ihn „dämonisch“. Bisher hatten sie ihn aber nur in Lustspielen gesehen, und als er nun begann: „Ich sjeuwe vor Erstaunen, Königin, dass man dein Ohr mit Sjrecknissen erfüllt“ ... bemerkten sie plötzlich, dass er genauso westfälisch sprach wie Franz, der Kellner, der in den Pausen zu fragen pflegte: „Wünsjen die Herrsjaften Swazbrot, Buddebrot mit Wuurst?“ Da Leicester, der Roué, dieses Westfälisch aber mit edlem Anstand sprach, nahm man es ihm weiter nicht übel und bewahrte ihm auch fernerhin ein freundliches Interesse.

Doch das Schicksal meinte es an diesem Abend nicht gut mit ihm.

Maria wird — zum größten Leidwesen der Freundinnen — hinter den Kulissen enthauptet, und Leicester beginnt seinen Monolog: „Ich lebe noch! Ich trag es noch zu leben! S-türzt

dieses Dach nicht sein Gewicht auf mich? Tut sich kein Slund auf, das elendste der Wesen zu verschlingen? usw.

Alles ging gut, bis zu dem Augenblick, da Leicester aus der verschlossenen Tür will. Er rannte auf sie zu: „Hinwech, hinwech aus diesem Haus des Sjreckens und des Todes!“ Und er riss so gewaltig an ihr, dass sie ihm in der Hand blieb, und die Öffnung den Blick auf einen zurückprallenden Feuerwehrmann freigab. Aber Leicester fasste sich schnell, mit einer weltmännischen Bewegung lehnte er die Tür gegen die Wand und fuhr in seinem Monolog fort.

Ruth war nur noch ein einziges Schluchzen und hatte ihre drei Taschentücher voll geweint. Aber auch Eva überlief ein angenehmes Gruseln, als er sprach: „Horch, der Sjemel wird gerückt — sie kniet aufs Kissen — legt das Haupt ...“

„Fabelhaft!“ sagte Else Flink. Ruth war ganz in sich zusammengesunken, während Eva fasziniert auf den zusammenbrechenden Leicester starrte.

Als Kent zum Schluss sagte: „Der Lord lässt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich“, meinte Else Flink: „Genauso sagt mein Papa.“

Die drei Freundinnen hatten, jede auf ihre Weise, einen genussreichen Abend erlebt.

„Gut, dass wir die Maria nur bis in die Mitte gelesen haben“, meinte Eva, „wenn wir schon alles vorher gewusst hätten, dann hätten wir uns heute Abend lange nicht so amüsiert.“

„Amüsiert?“ fragte Ruth zitternd und zog ihren Mantel, den sie nicht abgelegt hatte, fester um sich.

„Na ja, du olle Tränensuse, das ist doch alles nicht wahr, oder wenn es mal wahr gewesen ist, dann ist das doch schon längst vorbei. Und überhaupt, wo Direktor Hünning wieder so zauberhaft war!“

„Maria“, sagte Eva, „ist doch einfach ein Dreck gegen die „Jungfrau“.

„Wenn ich bloß in den „Veilchenfresser“ darf“, sagte Else Flink, indem sie dem Ausgang zuschritten, „da soll er noch süßer sein.“

„Ich möchte lieber „Dr. Klaus“ sehen“, meinte Eva, „kommst du mit, Ruth? Da kannst du wieder 'n bisschen drin heulen.“

„Ach, du bist eklig“, meinte Ruth, „wo doch alles so traurig war.“

„Na schön“, sagte Eva, „aber jetzt wollen wir lustig sein, und sieh mal, da kommen Hänschen Mohr und Max und Moritz.“

Und da kamen sie wirklich und fragten, ob sie die „Damen“ — hm, hm — nach Hause begleiten dürften, was gnädig gewährt wurde.

Und Hänschen Mohr meinte: „Schiller hat es doch in sich, und Max: „Ich find' die Maria viel interessanter als die Jungfrau von Orleans.“ Und Moritz: „Aber sie ist zu dick.“

Und damit war Schiller für diesmal erledigt.

Heinrich Heine

Nun aber kam Eva allmählich in das Alter, in dem man anfängt, sich für Lyrik zu interessieren. Und Ruth Beermann hatte ihr „Das Buch der Lieder“ von Heine ganz besonders empfohlen. Sie suchte es sich aus dem Bücherschrank heraus und besah erst einmal in dem roten, mit Gold verzierten Band das Bild des Dichters in der bekannten Pose, das Kinn in die Hand geschmiegt. Sehr interessant fand sie ihn nicht aussehend. Aber man durfte ja auf das Äußere nicht so viel geben. Die Gedichte waren jedenfalls sehr schön.

Sie war nun in diesem reizenden und doch so unglückseligen Alter, in dem man weder Fisch noch Fleisch ist, wo man die Hände nicht zu lassen weiß und wo man zuweilen freche Antworten gab, um seine Schüchternheit nicht zu zeigen. Wo man Bücher liest, die man nicht versteht, und die man eigentlich nur darum liest, weil man sie nicht lesen soll. Wo man sich zuweilen auf einem fernen Stern fühlt, weitab von den Alltäglichkeiten der Erde und trotzdem in die Speisekammer geht, um Zucker und Mandeln zu naschen. In diesem Alter, in dem man sich vor allem Möglichen geniert, und zuweilen derartig unverschämt ist, dass die Umgebung nichts mit einem anzufangen weiß. In dem man nach einem Ausbruch von Frechheit in sein Zimmer läuft, sich aufs Bett wirft, um ganz entsetzlich zu weinen. Und, wenn man mit Weinen fertig ist, nicht mehr ahnt, um was man eigentlich geweint hat. Sie war in einem Alter, das süß ist und bedrängend, in dem es einen Überschwang gibt nach verschiedenen Richtungen hin, wo man sich totlachen konnte, um gleich darauf in Tränen zu zerfließen über ein Nichts. Wo man zunächst einen weiblichen „Schwarm“ hat, sei er nun Lehrerin oder Schauspielerin oder auch eine ältere Schülerin. Eine Zeit, in der man sich nicht unterzubringen weiß, launisch ist und die Seinen peinigen konnte. Eva neigte im Allgemeinen mehr nach der fröhlichen als nach der weltenschmerzlichen Seite, aber sie wäre kein Kind jener Zeit gewesen, wenn sie nicht auch ein gut Teil Sentimentalität abbekommen hätte.

„Du, Eva“, hatte Ruth gesagt, „lies doch mal das „Buch der Lieder“ von Heine, das ist ganz wunderbar, da steht alles drin.“

Und damit meinte sie wohl, dass der ganze Überschwang ihrer jungen Jahre darin eingefangen war, oder doch ein Echo fand, eine Resonanz.

Und Eva las das Buch der Lieder von A bis Z durch. Zuerst fand sie manches sehr übertrieben und sagte zu Ruth: „Na, weißt du, immer dieser Quatsch von Liebe!“

Da hatte Ruth mit einem seltsam wissenden Blick, der Leidenden gemeinsam ist, gesagt: „Ich glaube, das ist alles ganz richtig, nur, dass man es selbst noch nicht erlebt hat, aber das werden wir ja noch.“

Daraufhin las Eva weiter, und war am Schluss sehr begeistert, wenn sie auch nicht alles verstanden hatte. Und eines Tages, das war ganz sonderbar, setzte sie sich hin, riss ein Blatt aus ihrer „Kladde“ und schrieb Verse. Richtige Verse. Über Liebe, von der sie doch gar nichts wusste, denn die dummen Bengels, ihre Freunde, in die konnte man sich doch nun wirklich nicht verlieben. Das waren jetzt schlacksige Obersekundaner, hatten den Stimmbruch noch kaum überwunden, und sahen einen manchmal mit solchen Kulleraugen an, dass man laut loslachen musste.

Als das Gedicht fertig war, bekam sie ordentlich Herzklopfen, und es drängte sie, sich jemandem anzuvertrauen, der sie nicht auslachen würde. Das war natürlich ihre Mutter. Sie lief also mit ihrem noch tintennassen Gedicht in die Küche, wo ihre Mama gerade mit Minna zusammen beim Obsteinkochen war, und rief sehr aufgeregt: „Komm mal schnell her, Mama!“

„Was ist denn?“ fragt die Mama erschreckt. „Ich kann jetzt nicht weg, sonst verderben mir die Erdbeeren.“

„Ach bitte, Mama, es eilt“, sagte Eva. Da übergab die Mama ihren Schaumlöffel Minna und trug ihr auf, ja gut achtzugeben auf die Erdbeeren und sie vorsichtig in die Gläser zu füllen, die inzwischen ausgeschwefelt worden waren. Als Eva dann ihrer Mutter im Wohnzimmer gegenüberstand, das ausgerissene Schulheftblatt in der Hand, wurde sie plötzlich rot und wusste nichts zu sagen. Dann aber rief sie schnell, um nicht Reue zu bekommen: „Du, Mama, ich habe ein . . . ich habe ein Gedicht gemacht.“

Die Mutter, die irgendetwas Unangenehmes erwartet harte, atmete auf, unterdrückte ein Lächeln und fragte ganz ernsthaft: „Ein Gedicht? Das musst du mir aber mal vorlesen.“

Und Eva las vor. Zuerst las sie nachlässig, so, als ginge die Sache sie eigentlich gar nichts an. Aber dann geriet sie in Schwung und las mit zu viel Schwung die Verse von einer Liebe, die ihr etwas ganz Fremdes war, und die sie nur von fern ahnte. Und sie begriff selbst nicht, wieso sie, Eva May, ein Gedicht darüber hatte machen können. Sie starrte ihre Mutter in peinlicher Erwartung an, die aber sagte: „Evchen, hast du vielleicht kürzlich mal im Heine gelesen?“

Da musste sich Eva doch sehr wundern, woher die Mutter das wissen konnte, und fragte ganz erstaunt: „Hab' ich das Buch verkehrt herum in den Schrank gestellt, oder hast du gesehen, wie ich es rausnahm?“

„Gesehen habe ich es nicht“, lächelte die Mama, setzte aber nicht hinzu, dass sie es soeben gehört habe. Sie dachte zurück an die Zeit, wo auch sie als kleines Mädchen zuerst im Heine gelesen, und wenn sie auch keine Gedichte gemacht, doch in seinem Bann gestanden hatte, und sie sagte anerkennend: „Du bist ja schon beinahe eine richtige Dichterin.“

Aber das war zu viel für Eva, und plötzlich schämte sie sich furchtbar, zerknüllte ihr Manuskript und meinte: „Jetzt steck' ich's in den Herd, denn es ist ja doch alles nur Unsinn.“

Mit dieser gesunden Einstellung ihrer Tochter war die Mama durchaus zufrieden, und sie sagte: „Wenn du gern Heine lesen willst, dann sag' es mir, ich werde dir dann zeigen, was dich interessieren wird.“

Bald darauf las Eva den „Rabbi von Bacharach“. Vielleicht konnte sie dieses wunderbare Fragment noch nicht ganz verstehen, aber was sie verstand, ging ihr so zu Herzen, dass sie es im Leben nicht wieder vergaß. Besonders schön fand sie die Stelle, wo der stumme Knabe, der „stille Wilhelm“, die Fliehenden in der Nacht mit seinem Kahn über den Rhein fährt, wo die Landschaft sich in der Phantasie der schönen Rabbinersfrau mit den Märchenbildern ihrer Kindheit belebt. Bei dieser poetischen Stelle musste Eva an ihren verstorbenen Großpapa denken, und wie er ihr wieder und immer wieder erzählt und

vorgesungen hatte, und sie hörte ordentlich seine Stimme, mit der er sang: „Ob auch die Wolke sie verhüllet, die Sonne bleibt am Himmelszelt . . .“ aus dem „Freischütz“. Es gehörte gar nicht dahin, aber es passte zu ihrer Stimmung, und sie bekam Tränen in die Augen.

Natürlich las Eva neben Heine auch noch ihre Jungmädchenbücher. Auch Karl May verschlang sie bändeweise, diesen Rattenfänger der Phantasie, der Jungen sowohl wie Mädchen begeisterte. Und die Eltern ließen sie es ruhig lesen und amüsierten sich, wenn sie von Old Shatterhand und Winnetou sprach, als stehe sie in täglichem Verkehr mit ihnen. Sie las auch noch Märchen, besonders die von Andersen, fuhr mit dem kleinen Kay im Schlitten hinter der Schneekönigin her und war mit der kleinen Gerda zusammen im wunderbaren Blumengarten der alten Frau. Sie war auch Wilhelm Busch treu geblieben, seinem Hans Huckebein, Fips, dem Affen und all den andern lustigen Figuren.

„Dichten können muss doch schön sein, dachte sie, aber ich werde das wohl nie fertigbringen. Das ist ja auch nicht nötig, denn die richtigen Dichter haben schon alles so schön ausgedrückt, viel, viel besser als ich das könnte. Und das Gedicht von neulich, das war doch eigentlich gar nicht von m i r, Mama hat's ja auch gleich gemerkt, dass ich Heine gelesen hatte, denn von selbst wär' ich nie darauf gekommen, so was zu schreiben. Und überhaupt, das ist viel zu schwer für mich, wie schauderhaft sind immer meine Aufsätze!“

Damit war die Literatur als selbstschöpferische Tätigkeit vorläufig für Eva erledigt. Wenn sie sich ihr später doch wieder zuwandte, so hatte das seine Gründe. Nachdem sie, über allerlei Kunst und Künste hinwegkletternd, eine Höhe zu erklimmen suchte, halb noch ein Kind und halb im Spiel, so spürte sie bald, dass da oben ein scharfer Wind wehte und mit Spielerei nicht viel anzufangen war. Dass die Kunst nicht zu pflücken sei wie eine Blume, sondern dass man selbst sie erst gestalten müsse, damit sie eine Blüte werde.

Als Eva das einsah, sprang sie mit einem Satz hinunter von dieser scheinbaren Höhe mitten hinein ins Leben. Und aus dem Leben kamen dann die Bilder zu ihr, die sich von ihr gestalten

lassen wollten, und die sie empfing wie ein Geschenk, auch erst halb noch wie ein Kind, das spielen will. Dann aber wurde aus dem Spiel Ernst, und aus dem Ernst erwuchs ein Glück, und dieses Glück war wie ein schirmendes Laubdach, das sie vor vielen Stürmen des Lebens beschützte.

Der Garten Eden

Aber das war noch lange hin, und jetzt stand Eva erst mitten im Garten Eden ihrer Kindheit.

Evas rundes Gesicht war schmaler geworden, ihre untersetzte Figur hatte sich gestreckt. Herz und Mund blieben am gleichen Fleck, nur dass sich das eine weiter auftat und der andere sich häufiger schloss. Noch war sie ein Kind, mit den Fehlern und Vorzügen des Kindes, aber schon lockerte sich die Knospenhülle der Kindheit, um bald die junge Menschenblüte freizugeben, dass sie selbständig stehe im Licht des Tages und im Schatten der Nacht.

Und nun sollte Eva eingesegnet werden, aufgenommen in den Bund der Gläubigen und in die Reihe der Erwachsenen. Zusammen mit ihren Freundinnen Ruth Beermann und Else Flink. Im weißen Kleid, das Haar in einen Mozartzopf geflochten, standen sie vor ihrem alten Lehrer und Freund, ganz eingehüllt in Feierlichkeit.

In dem Raum, ihr von klein auf vertraut, wo sie oftmals von der Macht der Göttlichkeit ergriffen worden war, umgeben von Menschen, die sie kannte, stand Eva nun auf der Brücke von Land zu Land. Oben am Plafond der Synagoge, im hellen Blau, zwischen den goldenen Sternen, befand sich immer noch der von Feuchtigkeit zurückgebliebene Fleck, in dem sie als Kind ein bärtiges Männergesicht zu erblicken vermeinte, das irgendwie mit dem Gewissen zusammenhing. Mit ihrem Gewissen, das sich oft meldete, wenn sie ihren guten Vorsätzen nicht treu zu bleiben vermochte. Unwillkürlich blickte sie auch heute hinauf, und es schien ihr, als lächle der bärtige Mann und sei zufrieden mit ihr. Und trotzdem sie wusste, dass es töricht und kindisch war, so etwas zu glauben, erfüllte es sie dennoch mit Genugtuung.

Und auch heute saßen ringsum alle Begleiter ihres Kinderlebens: ihre Eltern, die Großmutter und Röschen, die Eltern und Verwandten ihrer Freundinnen und Freunde. Die ganze Gemeinde war versammelt, um sie in das neue Land zu geleiten.

Auch die Pflegebefohlenen ihrer Mutter waren da: Herr Leffmann, der wirklich immer noch zweiter Schreiber bei ihrem Vater war, und seine zarte Frau, und sogar die Kinder hatten sie mitgebracht. Fräulein Leser saß, weithin sichtbar, in einem Kleid von verschollener Pracht mit Flitterbesatz da, das nicht recht in den Rahmen dieser Stunde passen wollte. Der alte Gabriel Knopf aber war schon frühmorgens im Hause erschienen mit einem großen und etwas wilden, buntscheckigen Strauß aus Garten- und Wiesenblumen, mit Bandgras rings umgeben. Und er hatte eine tiefe Verbeugung vor ihr gemacht und gesagt: „Ich gratulier' dem Mailüftelkind und wünsch' ihm alles Gute und Schöne und Gesundheit und Glück auf seinen Lebensweg und 'nen Mann, sowas von 'nem Mann! . . .“

Hier aber hatte Eva eingegriffen: „Nee, danke, den will ich gar nicht . . . oder wenigstens noch lange nicht.“ Und dann hatte sie sich aus lauter Verlegenheit so überschwenglich bedankt, dass der alte Knopf meinte, das sei zu viel. Die paar Blümchen habe er doch selber auf der Wiese beim Gehölz gepflückt, und die andern, die schönen Blumen habe ihm der Gärtner von nebenan geschenkt, denn sie wären ja schon nicht mehr so ganz frisch gewesen. Und nun saß er dort unten zwischen den Männern, ganz vorn hatte er sich einen Platz erkämpft, und verwandte kein Auge von Eva.

Die Sonne lag, durch die bunten Fenster hereindringend, in lauter farbigen Ringen und Streifen in dem dichtgefüllten Raum, tauchte die jungen Gesichter in Rosenglut und legte violette und grüne Inseln auf die Schar der Andächtigen.

Ganz nahe den Stufen zum heiligen Schrein stand Max Heim und blickte Eva auch unverwandt an. Es waren andere Blicke als die vom alten Gabriel Knopf, und er hatte auch wohl andere Gedanken dabei, aber in der Innigkeit, mit der diese beiden Eva umschlossen, waren sie ganz eins.

Das war wohl der feierlichste Tag in ihrem jungen Leben. Und als sich ein schöner Sologesang erhob und sanft verhallte, wurde mancher Seufzer der Rührung hörbar.

Der alte Prediger richtete nun ein Schlusswort an seine Schülerinnen. Er sagte, dass er ein alter Mann sei und sie junge Kinder, aber dass sie sich trotzdem in Freundschaft gefunden

hätten und in dem Glauben an einen gütigen Gott. Und er, der nun wohl bald das schöne Erdenland verlassen werde, würde gern scheiden in dem Gedanken, dass er eine Saat gesät, die gewiss gut aufgehen würde und Segen bringen, und das wäre dann die schönste Gabe, die er sich nur wünschen könne. Aber nicht von sich wolle er sprechen, sondern von ihnen, die nun hinausgehen sollten aus dem Lande der Kindheit und zu denen der Ernst des Lebens kommen würde, der wohl keinem erspart bleibe.

Unter diesem hatte Eva sich immer einen älteren Herrn mit strengen Zügen gedacht, der an sie herantreten und eine schwer zu erfüllende Forderung an sie stellen würde. Jetzt aber verstand sie das schon besser, und wenn sie auch meinte, dass der Ernst des Lebens sie ja schon durch den Tod des Großvaters berührt habe, so wusste sie wohl, dass er nicht nur mit dem Tod, sondern viel eher mit dem Leben in Verbindung stehe. Und trotz der milden Worte des gütigen Mannes, der so wehmütig und doch heiter zu ihnen sprach, empfand Eva, wie sie bei Großvaters Tode schon einmal empfunden, dass ein Tor zuschlug. Sie versuchte, in die Zukunft zu blicken, vor der ein Vorhang hing, und es ergriff sie eine Art von Furcht. Furcht nicht vor dem verhängten Land, sondern vor sich selbst. Würde sie standhalten, wenn der Ernst des Lebens nun wirklich an sie heranträte, an sie, die umhegt gewesen war von Liebe und Güte, die Herrscherin gewesen war im kleinen Reich der Familie. In einem Reich, in dem immer die Sonne schien, in dem immer die Blumen blühten, das sie umgeben hatte mit einer hohen grünen Hecke, die wohl Ausblicke ins Leben gewährte, die sie aber doch schützend von ihm trennte.

Und als der Prediger vom Glück der Kindheit sprach, das sie wohl alle ungetrübt genossen hatten, kam es ihr, wohl zum ersten Mal, wahrhaft zum Bewusstsein, was für ein Garten voller Köstlichkeiten sie ihr gewesen war. Ein Garten Eden, aus dem man nicht vertrieben wurde durch eigene Schuld, aus dem die Zeit einen hinauswies, um hineinzugehen in das weite Land des Lebens. Und in dieses Land der Andern, Unbeschützten, ging nun auch sie hinein. Tränen rollten über ihre Wangen und tropften auf ihr weißes Kleid, das schon ein Übergang war vom Kleid des Kindes zu dem Erwachsenen. Dann aber hob sie den Kopf, atmete tief und straffte ihren Körper, so dass das

zarte Kleidchen in allen Nähten knackte. Sie würde standhalten, was auch kommen möge. Und sie fühlte sich durchströmt von dem Blut der Jugend, dem raschen, heißen und erwartungsvollen Strom, der ihr Herz durchrauschte, dass es lauter zu pochen begann.

Und als der alte Prediger, nachdem er vom Ernst des Lebens gesprochen, nun auf die Freude am Leben zu sprechen kam, wie die weiten Auen da draußen in der Sonne lägen und darauf warteten, von ihnen durchschritten zu werden, wie sie ihnen ihre Blumen darboten, ihre Düfte und den Gesang der Vögel, da glitt ein Lächeln über Evas Gesicht, ein Kinderlächeln, in das sich aber schon ein klein wenig Neugier mischte, Neugier auf dieses Leben da draußen.

Und nachdem der alte Prediger sie gesegnet hatte und die Gemeinde einen Lobgesang Gottes anstimmte, mischte Eva ihre Stimme hinein, so jubelnd, als sei sie selbst eine Lerche, die sich aus Ackerfurchen emporhob, um das Blau des Himmels zu durchschweben.

Ende.

Vögele der Maggid (eBook)

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde
von Aaron David Bernstein, 1864
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

Mendel Gibbor (eBook)

von Aaron David Bernstein, 1865
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

Die vierte Galerie (eBook)

Ein Wiener Roman
von Oskar Rosenfeld, 1910
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

Tage und Nächte (eBook)

Novellen
von Oskar Rosenfeld, 1920
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

Mendl Ruhig (eBook)

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben
von Oskar Rosenfeld
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.
Moritz Friedländer, Wien 1885
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

Gedichte (eBook)

von Ludwig Franz Meyer
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

Polnische Juden (eBook)

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,
1888, dritte vermehrte Auflage
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von E. Gut (eBook)

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)

„Mein Judentum“ (eBook)

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.

Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)

+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בוים און דער פֿויגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

Eva, Roman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Else Croner (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

Von polnischen Juden (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)

Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)

+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)

Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)

+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)

Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)

+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)

3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)

Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853

+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

Zwei Romane von Rahel Meyer (1806-1874): Wider die Natur, 1863 / In Banden frei, 1865

+ Noten für das Stück Voskobari 632 für klassische Gitarre (eBook)

Spatz macht sich, von Meta Samson, Illustrationen von Lilly Szkolny, 1938

+ Noten für das Stück "Voskobari 654" für klassische Gitarre (eBook)

4 Bücher von Emma Bonn (1879-1942), Abkehr / Das blinde Geschlecht / Kind im Spiegel / Sonne im Westen

inkl. Noten für klassische Gitarre, Heinz-Gerhard Greve (2025) (eBook)

Das Tränentuch / Der tote Herr Sörensen, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 640 für klassische Gitarre (eBook)

Die Verirrten, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 644 für klassische Gitarre (eBook)

Die Mündung, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 656 für klassische Gitarre (eBook)

Feiertagsmärchen, von Frieda Mehler (1871-1943) (eBook)

Wir, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 733 für klassische Gitarre (eBook)

Von Wege, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 738 für klassische Gitarre (eBook)

Mirjams Wundergarten, von Setta-Cohn Richter (1891-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 715 für klassische Gitarre (eBook)

In der Dämmerstunde, von Jenny Bergmann (1895-1944)

+ Noten für das Stück Voskobari 749 für klassische Gitarre (eBook)

Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, herausgegeben von Dr. Eugen Tannenbaum

+ Noten für das Stück Voskobari 736 für klassische Gitarre (eBook)

Drei Tage in Jüdisch-Russland, von Dr. Isaak Rülff

+ Noten für das Stück „Das Pferd“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Dybuk, Dramatische Legende in vier Akten, von Salomon Anski

+ Noten für das Stück „Dornröschens Hofball“ für klassische Gitarre (eBook)

Unter jüdische Proletariern, Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russlan, von Saul Raphael Landau

+ Noten für das Stück „Mailied“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Sohn des Hofagenten, von Heinrich Reuß

+ Noten für das Stück „Zwergenschmiede“ für klassische Gitarre (eBook)

Aus dem Tagebuch einer jüdischen Studentin, von Dr. Raphael Breuer

+ Noten für das Stück „Hexenritt“ für klassische Gitarre (eBook)

Gut Jomtob!, von Lion Wolff

+ Noten für das Stück „Gut Jomtob“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Rabbi von Suwalki, Novelle von Selig Schachnowitz

+ Noten für das Stück „Heimkehr“ für klassische Gitarre (eBook)

Jüdische Märchen und Sagen, von Heinrich Reuß

+ Noten für das Stück „Voskobari 750“ für klassische Gitarre (eBook)

Aus dem Ghetto, Erzählungen aus dem vorigen Jahrhundert , von Moritz Steinhardt

+ Noten für das Stück „Erinnerung“ für klassische Gitarre (eBook)

Mendele, von Schemarja Gorelik

+ Noten für das Stück „Sorglos“ für klassische Gitarre (eBook)

Im goldenen Garten, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Spaziergang“ für klassische Gitarre (eBook)

Kindergedichte, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Sonntag“ für klassische Gitarre (eBook)

Sagen polnischer Juden, von Alexander Eliasberg

+ Noten für das Stück „Voskobari 743“ für klassische Gitarre (eBook)

Sünde / Eine glückliche Ehe / Zusammenhang, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Tagtraum“ für klassische Gitarre (eBook)

Das Lichterhaus im Walde. Eine Erzählung für die jüdische Jugend von Leo Hirsch

+ Noten für das Stück „Voskobari 724“ für klassische Gitarre (eBook)

Kleine Märchen, illustriert von Tom Freud

+ Noten für das Stück „Auf der Wiese“ für klassische Gitarre (eBook)

Die Fischreise, von Tom Freud

+ Noten für das Stück „Labyrinth“ für klassische Gitarre (eBook)

Das Buch der Dinge, von Tom Freud

+ Noten für das Stück „Gute Zeit“ für klassische Gitarre (eBook)

Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 rd edition	eBook Paper book	UG 1038 UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1253 UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1255 UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1258 UG 1259
12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1260 UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 nd Edition, 18 Pieces*	eBook Paper book	UG 1026 UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1028 UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1030 UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1032 UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1034 UG 1035
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1036 UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1040 UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook Paper book	UG 1042 UG 1043

Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1044 UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1055 UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook Paper book	UG 1110 UG 1111
An Old Man / ἄνδρεῖος, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1146 UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1154 UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1171 UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1176 UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1181 UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1197 UG 1198
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1203 UG 1204
Old Man Suite (ἄνδρεῖος / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1158 UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1205 UG 1206
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 nd edition, 14 Pieces*	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1092 UG 1093
Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212
Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226

Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1114 UG 1115
Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1187 UG 1188
Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1216 UG 1217

New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook	UG 1079
	Paper book	UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook	UG 1083
	Paper book	UG 1084

Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:

<https://ulrich-greve.eu/free/others.html>

* *Composer: Heinz-Gerhard Greve*